

ÖSTERREICHISCHES BUNDESINSTITUT FÜR GESUNDHEITSWESEN



ÖBIG

Drogenspezifische Problemlagen und Präventionserfordernisse bei Jugendlichen

**IM AUFTRAG DES
BUNDESMINISTERIUMS FÜR SOZIALE SICHERHEIT UND GENERATIONEN**

Österreichisches Bundesinstitut für Gesundheitswesen



ÖBIG

Drogenspezifische Problemlagen und Präventionserfordernisse bei Jugendlichen

Sabine Haas
Christa Vorderwinkler
Marion Weigl

Unter Mitarbeit von
Klarissa Guzei

Wien, Dezember 2001

Im Auftrag des
Bundesministeriums für soziale Sicherheit und Generationen

Kurzfassung

Die vorliegende Studie wurde im Auftrag der Abteilung für jugendpolitische Angelegenheiten des Bundesministeriums für soziale Sicherheit und Generationen durchgeführt und zielte auf die Analyse der Risiko- bzw. Schutzfaktoren für problematischen Drogenkonsum bei Jugendlichen sowie die Anforderungen in Hinblick auf zielgruppenspezifische Präventionsmaßnahmen. Anhand von Literaturanalysen und Interviews mit Fachleuten wurde untersucht, welche spezifischen Lebenssituationen und Problemlagen betroffene Jugendliche aufweisen. Weiters wurde analysiert, welche präventions- bzw. jugendpolitischen Maßnahmen erforderlich wären, um diesen Jugendlichen bereits frühzeitig die erforderliche Hilfe und Unterstützung zukommen zu lassen. Die aus den Ergebnissen abgeleiteten Empfehlungen wurden im Zuge eines Round Table mit einer Gruppe von Expertinnen und Experten diskutiert.

Literaturanalyse und Experteninterviews ergeben ähnliche Ergebnisse in Hinblick auf spezifische Aspekte und Problemlagen, die bei suchtgefährdeten bzw. bereits drogenmissbrauchenden Jugendlichen auffallen und daher als (mögliche) Risikofaktoren bezeichnet werden können. Als gemeinsame Klammer über die verschiedensten – psychischen wie sozialen – Aspekte konnte dabei der Mangel an Zuwendung, Struktur, Orientierung und positiven Bindungen wie Perspektiven identifiziert werden. In Bezug auf Suchtentstehung sind aber nicht einzelne Risikofaktoren ausschlaggebend sondern die Kumulation von Problemlagen (Risikofaktoren) bei gleichzeitigem Mangel an Kompetenzen und Ressourcen (Schutzfaktoren).

Für die Präventionsarbeit folgt daraus zunächst, dass die Bedeutung primärpräventiver Maßnahmen, die auf eine Stärkung und Förderung der Lebenskompetenzen abzielen, unbestritten ist. Ergänzend braucht es Angebote, die sich spezifisch an Jugendliche mit bereits bestehenden (drogenspezifischen und/oder anderen) Problemen richten. Adäquate Angebote für suchtgefährdete Jugendliche sind aber bisher sowohl quantitativ als auch qualitativ nur unzureichend bis kaum vorhanden. Drogenkonsumierende Jugendliche werden oft aus jugendspezifischen Einrichtungen ausgeschlossen, zugleich sind die Drogeneinrichtungen häufig nicht auf die Bedürfnisse der Jugendlichen ausgerichtet.

Empfohlen wird, dass den bestehenden Defiziten mit der Schaffung von „integrativen“ Angeboten im Bereich der (außerschulischen) Jugendarbeit entgegengewirkt werden soll. Vorrangiges Ziel dabei ist es, dass Jugendliche in erster Linie als „Jugendliche“ mit einem Bündel an unterschiedlichsten lebensalterspezifischen wie individuellen Aspekten und Lebensbedingungen (sowie teilweise Problemlagen) wahrgenommen werden und nicht isoliert in Hinblick auf einen (allfälligen) Drogenkonsum. Aus dem Grundsatz der Integration ergibt sich, dass der Jugendarbeit eine zentrale Rolle und Koordinationsfunktion in Hinblick auf präventions- wie drogenspezifische Maßnahmen bei Jugendlichen zukommt. Dies bezieht sich in erster Linie auf die „professionelle“ Jugendarbeit, da eine solche Aufgabe die Möglichkeiten der ehrenamtlichen Jugendarbeit übersteigt. Doch auch in Hinblick auf die professionelle Jugendarbeit müssen die erforderlichen Strukturen und Rahmenbedingungen durch Kompetenzförderung und Wissenstransfer sowie durch Vernetzung geschaffen werden.

Inhalt

1	Hintergrund und Ziele	1
2	Methodisches Vorgehen	2
3	Ergebnisse der Literaturanalyse	3
3.1	Drogenkonsum als Aspekt des Jugendalters	3
3.2	Theoretische Ansätze und Erklärungen	3
3.3	Empirische Ergebnisse zu Risikofaktoren	5
3.4	Anforderungen an die Präventionsarbeit	8
4	Ergebnisse der Interviews	11
4.1	Lebenswelt und Problemlagen suchtgefährdeter Jugendlicher	11
4.2	Präventionsmaßnahmen – Defizite und Bedarf	15
4.3	Erreichbarkeit der Jugendlichen	17
4.4	Spezifische Anforderungen an Präventionsarbeit	19
5	Schlussfolgerungen und Empfehlungen	21
	Bibliographie	26
	Anhang	29

1 Hintergrund und Ziele

Drogenerfahrungen im Jugendalter sind sehr häufig, gehen aber meist nicht über Experimentier-erfahrungen bzw. über Konsum während eines begrenzten Zeitraums ohne die Entstehung relevanter Folgeprobleme hinaus (vgl. Kap. 3.1). Es stellt sich daher die Frage, welche spezifischen Faktoren bzw. Problemlagen entscheidend für die Ausbildung von problematischem Konsum bzw. Drogenabhängigkeit sind. Ein Vielzahl der bisher vorliegenden Studien zu Risiko- und Schutzfaktoren gehen an dieser Fragestellung vorbei, da sie die Analyse bezüglich Aspekten, die Widerstandskraft (Resilienz) bzw. Verletzlichkeit (Vulnerabilität) fördern und stärken, auf Basis von Daten durchführen, die im Zuge von Konsumerhebungen in der Allgemeinbevölkerung (general population surveys) oder bei Schülerinnen und Schülern (school surveys) gesammelt wurden. Als Unterscheidungsmerkmal zwischen den „gefährdeten“ und den „nicht gefährdeten“ Gruppen wird meist die Lebenszeitprävalenz des Cannabis-Konsums herangezogen, da alle anderen illegalen Substanzen in einem statistisch nicht mehr sinnvoll analysierbaren Bereich liegen. (Probier-)Erfahrungen mit Cannabis werden damit als „Surrogatvariable“ zur indirekten Erfassung späteren Problemkonsums herangezogen, was nach Uhl (2001) in zweierlei Hinsicht methodisch unzulässig ist. Zum einem folgt dies der Logik, dass jemand, der nie Probierkonsum hatte, auch keinen problematischen Konsum entwickeln kann. Dies stimmt aber im Umkehrschluss nicht, da Probierkonsum keine Auskunft über Risikofaktoren gibt. *Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass unproblematischer Konsum – zumindest unter gewissen Rahmenbedingungen – sich sogar als protektiver Faktor entpuppen kann ...* (Uhl 2001, S. 16). Zweitens beruht der Rückschluss oft auf der Einstiegsdrogen- oder Schrittmachertheorie, die aber inzwischen unter Suchtforschern als völlig obsolet gilt.

Das Wissen über spezifische Risikofaktoren (bzw. Defizite) und Schutzfaktoren (bzw. Ressourcen oder Kompetenzen) für problematischen Konsum ist aber für zielgruppenspezifische Präventionsmaßnahmen von größter Relevanz. Im Rahmen des vorliegenden Projekts, das für die jugendpolitische Abteilung des Bundesministeriums für soziale Sicherheit und Generationen durchgeführt wurde, wurde daher anhand von Literaturanalysen und Interviews mit Fachleuten versucht, die Fragestellung auf Basis von Informationen über Jugendliche, die bereits problematisches Konsumverhalten aufweisen, zu beleuchten. Es soll dabei untersucht werden, welche spezifischen Lebenssituationen und Problemlagen diese Jugendlichen aufweisen, die relevant bezüglich der Entstehung von Drogenproblemen sind. Weiters soll analysiert werden, welche präventions- bzw. jugendpolitischen Maßnahmen erforderlich wären, um diesen Jugendlichen bereits frühzeitig die erforderliche Hilfe und Unterstützung, die der Entstehung von Suchtproblemen entgegenwirken kann, zukommen zu lassen. Bei beiden Aspekten – sowohl der Darstellung der relevanten Risikofaktoren bzw. Problemlagen als auch der erforderlichen Maßnahmen – wird in erster Linie eine soziologische Perspektive angelegt. Das heißt, es wird den sozialen Aspekten ein größeres Augenmerk als individuellen, psychologischen Faktoren gewidmet. Weiters wird bei den aus der vorliegenden Expertise resultierenden Empfehlungen (vgl. Kap. 5) in Hinblick auf den Auftraggeber besondere Aufmerksamkeit auf Maßnahmen gelegt, die in den Verantwortungs- und Einflussbereich der Jugendpolitik fallen.

2 Methodisches Vorgehen

In einem ersten Projektschritt wurde eine umfassende Literaturrecherche durchgeführt. Bei der Suche nach relevanter Literatur wurde auf Literaturdatenbanken, das Internet, intern verfügbare Zeitschriften und Publikationen sowie Anfragen bei internationalen Partnern – insbesondere der Europäischen Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht sowie den REITOX Focal Points – zurückgegriffen. Es fand sich zunächst eine sehr große Zahl von Literaturverweisen. Bei näherer Durchsicht mussten aber sehr viele Papers und Publikationen als nicht geeignet eingestuft werden, da sie die Fragestellung vor dem Hintergrund von Lebenszeiterfahrungen mit legalen wie illegalen Drogen (v. a. Cannabis) behandelten (vgl. Kap. 1). Weiters bezieht sich ein großer Teil der zur spezifischen Thematik verfügbaren Literatur auf die USA. Diese Ergebnisse sind auf Grund der soziokulturellen Unterschiede nur sehr bedingt auf Österreich bzw. generell Europa übertragbar und können daher nur sehr eingeschränkt als Referenz verwendet werden. Auf Basis des ausgewählten Materials (vgl. Bibliographie) wurde eine Literaturanalyse durchgeführt (vgl. Kap. 3). Dabei zeigte sich, dass es eine relativ große Überschneidung bezüglich der relevanten Aspekte gibt, wodurch die Ergebnisse gut abgesichert werden können¹.

Im nächsten Projektschritt wurden Experteninterviews durchgeführt. Auf Basis der Ergebnisse der Literaturanalyse wurde ein Interviewleitfaden entwickelt, der aber nur als grobe Leitlinie diente. Ausgehend von der Zielsetzung, Informationen zu den spezifischen Erfahrungen, Meinungen und Ideen der in der Praxis tätigen Fachleute zu sammeln, wurden die Interviews in Kleingruppen und in Form von Diskussionen geführt. Um ein weites Spektrum abzudecken, wurden einerseits sowohl Fachleute aus dem Jugendbereich (Jugendzentren, aufsuchende Jugendarbeit) als auch aus verschiedensten Bereichen der Drogenhilfe (aufsuchende Angebote, niederschwellige Einrichtungen, Beratungsstellen bis zu stationären Therapieeinrichtungen) und andererseits mehrere Bundesländer (Niederösterreich, Oberösterreich, Tirol, Vorarlberg, Wien) berücksichtigt (vgl. auch Verzeichnis der interviewten Institutionen bzw. Personen im Anhang). Es wurden insgesamt zehn Interviews² mit 27 Expertinnen und Experten von 14 verschiedenen Institutionen bzw. Angeboten durchgeführt. Die Ergebnisse der Interviews (vgl. Kap. 4) stellen den Kern des Projekts dar und dienten auch als zentrale Grundlage zur Ausarbeitung der Schlussfolgerungen und Empfehlungen (vgl. Kap. 5).

Ein erster Entwurf der Empfehlungen wurde im Zuge eines „Round Table“² mit einer Gruppe von insgesamt acht Fachleuten diskutiert. Auch dabei wurde auf eine Streuung der Fachbereiche (Jugendarbeit, Suchtprävention, Sekundärprävention, Drogenhilfe) und der Bundesländer (Niederösterreich, Steiermark, Wien) geachtet (vgl. auch Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Expertenrunde im Anhang).

¹ Im Rahmen der vorliegenden Literaturanalyse musste die Thematik sehr komprimiert aufbereitet werden. Als vertiefende Literatur kann allen Interessierten insbesondere Schmidt/Hurrelmann 2000 und Freitag/Hurrelmann 1999 empfohlen werden.

² Wir möchten uns bei allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Interviews sowie des Round Table sehr herzlich für die Unterstützung und die rege Diskussion bedanken.

3 Ergebnisse der Literaturanalyse

3.1 Drogenkonsum als Aspekt des Jugendalters

Eine Reihe von Autoren weisen darauf hin, dass das Experimentieren mit legalen wie illegalen Substanzen im Jugendalter zur „Normalbiographie“ zu zählen ist. *Die epidemiologischen Daten zeigen, dass der Konsum legaler und auch illegaler Drogen zum Jugendalter dazugehört und im Sinne der statistischen Häufigkeit „normal“ ist. Nahezu alle Jugendlichen sammeln Erfahrungen mit legalen und/oder illegalen Drogen, die meisten Jugendlichen führen nach mehr oder minder exzessiven Experimentierphasen ein weitgehend drogenfreies Leben* (Schmidt 1999, S. 65). Neugierde, Experimentierfreude, Suche nach Grenzerfahrungen und Hinterfragen bestehender Werte und Normen sind im Jugendalter besonders ausgeprägt und dies geht häufig mit (Probier-)Konsum von Drogen einher. Eisenbach-Stangl (2000) führt eine Vielzahl von Motiven für den Drogenkonsum Jugendlicher an, darunter Protestphänomen, risikoreiches Übertreten von Verboten, Austesten von Grenzen oder Drogenkonsum als Bestandteil des Übergangs vom Kind-Sein zum Erwachsenen-Sein unter anderem als selbstgewählte „Initiation“. Farke et al. (1998) sehen einen generellen Zusammenhang zwischen Drogenkonsum und dem subjektiven Nutzen für die Lebenssituation sowie altersspezifischen Entwicklungsaufgaben. Drogen werden von den meisten Jugendlichen aber nur episodisch konsumiert. Nur eine kleine Gruppe entwickelt problematische Konsummuster, wobei der Übergang von Drogenkonsum zu schädlichem Gebrauch bis Sucht häufig nicht klar erkennbar ist. Es stellt sich daher die Frage, welche Faktoren für die Ausbildung von problematischen und schädlichen Konsummustern verantwortlich sind.

3.2 Theoretische Ansätze und Erklärungen

Die Entstehung problematischen Konsum- bzw. Suchtverhaltens wird heute generell als multifaktorielles Geschehen verstanden, das von biologischen, psychologischen und sozialen Faktoren abhängig ist (Broekman 2000). Auf Ebene der personalen Risiko- und Schutzfaktoren wird zwischen biologischen und Persönlichkeitsfaktoren unterschieden. Bezüglich Ersterer ist erwiesen, dass es kein „Sucht-Gen“ gibt, sondern Abhängigkeit aus biologischer Sicht aus einer Kombination verschiedener genetischer Merkmalsanlagen und Umweltfaktoren zu erklären ist. Auf die biologischen Faktoren wird im Weiteren nicht mehr näher eingegangen. Als zentrale Persönlichkeitsmerkmale, welche die Ausbildung problematischer Konsummuster beeinflussen, gelten (mangelnde) Selbstwirksamkeitserwartungen und Selbstbewusstsein. Auf Ebene der sozialen Risiko- und Schutzfaktoren werden vor allem familiäre, schulische, peer group-bezogene und gesellschaftliche Faktoren berücksichtigt (Schmidt 1999). Sie werden im folgenden Kapitel noch im Detail unter Berücksichtigung empirischer Befunde dargestellt.

Da die alleinige Kenntnis über (einzelne) Risiko- bzw. Schutzfaktoren nur eingeschränkt Aussagen über Ursache-Wirkungs-Beziehungen sowie komplexere Zusammenhänge erlaubt, muss ein Bezug zu theoretischen Modellen hergestellt werden. Es gibt inzwischen eine Vielzahl von Erklärungsmodellen für missbräuchlichen Drogenkonsum. Einige dieser theoretischen

schen Ansätze sollen kurz dargestellt werden, wobei – wie einleitend ausgeführt – der Schwerpunkt auf soziologische Modellen gelegt wird.

Die soziologischen Ansätze zur Erklärung von problematischem Drogenkonsum werden meist aus den Devianztheorien abgeleitet. Drogenmissbrauch wird damit im weitesten Sinn als „abweichendes Verhalten“ verstanden, das auf reduzierte gesellschaftliche Chancen und daraus resultierende Belastungspotenziale („Risikofaktoren“) und geringere Bewältigungspotentiale („Schutzfaktoren“) zurückzuführen ist.

Die Anomie-Theorie sieht problematischen Drogenkonsum als individuelle Reaktion auf anomische Spannung. *Anomie bezeichnet einen Zusammenbruch der soziokulturellen Ordnung, der dadurch entsteht, dass gesellschaftlich vorgegebene und allgemein anerkannte Lebensziele auf der einen Seite und die Möglichkeit, diese Ziele auf gesellschaftlich akzeptierte Weise zu erreichen, auf der anderen Seite auseinander klaffen* (Broekman 2000, S. 206). Sozial benachteiligte Personen sind demnach vermehrt anomischen Spannungen ausgesetzt, da sie über geringere Chancen der Teilhabe an den vorgegebenen Zielen verfügen. Drogenmissbrauch kann eine Antwort auf den Anomiedruck innerhalb der Gesellschaft sein.

Die Chancen-Struktur-Theorie berücksichtigt in Erweiterung der Anomie-Theorie auch eine Ungleichverteilung gesellschaftlich nicht akzeptierter Mittel. In Abhängigkeit von einer bestimmten sozialen Position lässt sich gesellschaftlicher Erfolg weder auf allgemein akzeptierte noch auf nicht akzeptierte Weise erreichen. Dies führt zu anomischen Auflösungserscheinungen und apathischen Rückzug (z. B. Drogenmissbrauch) als mögliche Reaktion. Der Subkultur-Ansatz sieht die Bildung von – beispielsweise drogenspezifischen – Subkulturen als eine Form der Anpassung an anomische Spannungen.

Der Ansatz sozialer Etikettierungen („labeling approach“) versteht abweichendes Verhalten weniger als Reaktion auf anomische Strukturen, sondern als Resultat definitorischer Zuschreibungen, wobei zwischen primärer Devianz (Zuschreibung von Verhalten als Abweichung von der Norm) und sekundärer Devianz (Anpassung an primäre Zuschreibung durch Übernahme abweichender Verhaltensmuster) unterschieden werden kann. Drogenmissbrauch kann auf Basis dieses Ansatzes als Teufelskreis von „Devianz (Drogenkonsum, Delinquenz, etc.) → negative Etikettierung des devianten Verhaltens → Missbrauch als Anpassung an Etikettierung“ verstanden werden (Schmidt 1999).

Ausgehend von diesen Theorien kommt gesellschaftlichen Maßnahmen zur Prävention von Drogenproblemen besondere Bedeutung zu, da auf individueller Ebene der „Anomie“ bzw. der „negativen Etikettierung“ nur unzureichend entgegengewirkt werden kann.

Die soziale Kontroll-Theorie setzt stärker bei der Mikro-Ebene des sozialen Umfeldes an und sieht starke Bindungen (z. B. an Eltern oder Freunde) als Schutzfaktoren. Substanzmissbrauch oder Delinquenz fände sich demnach bei Jugendlichen, die im näheren Umfeld nur schwache soziale Bindungen zu verzeichnen hätten. Die empirische Ergebnisse dazu sind aber widersprüchlich. Entwicklungspsychologische Erklärungsmodelle definieren Drogenkonsum als problematisch, wenn er als primäre Bewältigungsstrategie bei den im Jugendalter häufig auftretenden Belastungen genutzt wird. Die psychologische „Theorie des Problemverhaltens“ sieht Drogenmissbrauch nicht als isoliertes und phasenweise auftretendes Verhalten, sondern als Teilaspekt eines insgesamt problematischen Verhaltensmusters (Substanzmissbrauch, Delinquenz, etc.), das bereits in der Kindheit in Ansätzen sichtbar wird und

langfristig stabil ist. Die Soziale Lerntheorie geht davon aus, dass soziale Fähigkeiten erlernt werden. Demnach wird auch die „Fähigkeit“ zu Substanzmissbrauch – ebenso wie zu Konsumverzicht – mit Hilfe von Lernprozessen (z. B. Vorbildwirkung des elterlichen Verhaltens) erworben (Schmidt 1999). Diese Theorien erläutern Funktion und „Entwicklung“ von problematischem Konsum auf individueller Ebene, erklären aber nicht, wodurch die Grundproblematik – beispielsweise das problematische Verhaltensmuster oder die schwache soziale Bindung – zunächst verursacht wird.

3.3 Empirische Ergebnisse zu Risikofaktoren

Wie oben bereits angeführt, gibt es eine weitgehende Einigkeit darüber, dass verschiedenste Faktoren in ihrem jeweils spezifischen Zusammenspiel für die Entstehung von problematischen Konsummustern bzw. Suchtverhalten verantwortlich sind. Im Folgenden werden einzelne relevante Faktoren sowie ihre Beziehungen zueinander anhand empirischer Ergebnisse näher ausgeführt.

Psychische Faktoren: In Bezug auf die Zusammenhänge von Drogenmissbrauch mit psychischen Einflüssen wird insbesondere auf die Relevanz von „psychischer Ko-Morbidität“ sowie traumatischen Lebenserfahrungen verwiesen. Zeitlin (2000) verweist darauf, dass es konsistente Evidenz dafür gibt, dass Drogenmissbrauch bei jungen Menschen mit einem hohen Grad an psychischen Störungen einhergeht, die nach ihrem Schweregrad teilweise als Krankheit gefasst werden müssen. Der Konsum von Drogen kann in diesem Zusammenhang die Funktion einer „Selbstmedikation“ (vgl. Berger 2000) haben. Die psychische Ko-Morbidität hat aber auch einen negativen Einfluss auf Schulleistungen, Familien- und peer-Beziehungen und stellt damit einen relevanten indirekten Risikofaktor (siehe unten) dar. Bezüglich der traumatischen Lebenserfahrungen wird insbesondere Gewaltausübung angeführt. Rih-Middel (1997) stellte auf Basis verschiedener Studien fest, dass sexueller Missbrauch einen relevanten Risikofaktor darstellt. In einer retrospektiven Studie über den Familienhintergrund von drogenbezogenen Todesfällen (Risser et al. 1996) fanden sich bei 36 Prozent der Untersuchten Erfahrungen mit physischer Gewalt (meist durch den Vater) in der Kindheit.

Familiäre Faktoren: Eine große Zahl von Untersuchungen verweist auf relevante Zusammenhänge zwischen familiären Rahmenbedingungen und Drogenproblemen, wobei „broken home“ und elterliches Konsumverhalten am häufigsten als relevante Einflussfaktoren genannt werden. Drogenabhängige weisen häufig eine unvollständige Familie, Heimerfahrungen (vgl. z. B. Eher 2000), einen häufigen „Lebensgruppenwechsel“ und Aufwachsen in „Multiproblemfamilien“ (vgl. Rihs-Middel 1997, Klär 1997) auf. Zu den familiären Belastungsfaktoren zählen unter anderem Suizid, psychische Erkrankungen oder Haft eines nahen Familienmitglieds (vgl. Süß/Neuenschwander 1997, Veress 2000). Von besonderer Bedeutung ist weiters das Konsumverhalten der Eltern: Drogenabhängige weisen sehr häufig zumindest einen Elternteil mit Suchtproblemen (Alkohol oder illegale Drogen) auf (vgl. Biederman et al. 2000, Legl 2000, Risser et al. 1996). Einige Autoren weisen aber darauf hin, dass weniger die Familienstruktur (d. h. „vollständige“ Familie versus Scheidung, Alleinerzieher, etc.) als die Qualität der Familienbeziehungen ausschlaggebend ist (z. B. Adlaf/Ivis 1996). Demnach wirkt sich ein negatives Familienklima (Konflikte, mangelnde Geborgenheit, Vertrauen und Zusammenhalt, etc.) als risikosteigernd aus, während ein positives Familienklima protektiv

gegenüber der Entwicklung von Missbrauchsverhalten wirkt. Interessant sind geschlechtsspezifische Unterschiede bezüglich der Familienbeziehungen: Mädchen sind durch Schwierigkeiten und mangelnde Bindung mit den Eltern weniger belastet, aber sensibler bezüglich elterlichen Konflikten; für Jungen ist eine Familienstruktur mit behütendem Erziehungsstil und verbindlichen Regeln ein protektiver Faktor, für Mädchen gelten hingegen nahezu umgekehrte Bedingungen (vgl. Schmidt 1999). Generell verweisen viele Autoren darauf, dass sich bei Drogenabhängigen bzw. problematischen Konsumenten meist mehrere familiäre Risikofaktoren finden.

Peer group: Den gleichaltrigen Freundeskreis („peer group“) kommt ebenfalls eine relevante Rolle bezüglich der Vorbildwirkung zu. Die Einführung in den Drogenkonsum sowie spezifische Konsummuster erfolgt häufig durch Freunde. Die Anpassung des eigenen Konsumverhaltens an die „peer group“ stellt eine Strategie zur Integration in der Gleichaltrigengruppe dar (vgl. Schmidt 1999).

Schule/Beruf: Schulische und berufliche Probleme gelten ebenfalls als wichtige Risikofaktoren. Bezüglich der Schule gelten insbesondere ein negatives Schulklima, Leistungsschwäche und mangelnde Anbindung an Mitschüler und Kollegen als relevant. Besonders gefährdet sind sogenannte „drop outs“: Abbrüche von Ausbildungen und Arbeitsverhältnissen finden sich bei problematischen Konsumenten sehr häufig (vgl. Pirke 1999, Hollweg 2000, Frießenbichler 1997). Die mangelnde berufliche Integration stellt ebenfalls einen wichtigen Faktor dar. Als Beispiel zum Komplex Schule/Beruf kann eine in Dortmund durchgeführte Szene-Befragung von Farke (1999) zur Lebenssituation suchtgefährdeter Jugendlicher angeführt werden. Von den insgesamt 57 als suchtgefährdet eingestuften Jugendlichen besuchten 38 Prozent keine Schule, von diesen waren 67 Prozent arbeitslos, der Rest hatte Gelegenheitsjobs oder machte eine Lehre, 40 Prozent der Gesamtgruppe berichtete über Schulprobleme.

Gesellschaftliche Faktoren: Die relevanten gesellschaftlichen Faktoren lassen sich unter die Begriffe „soziale Deprivation“ oder „sozialer Ausschluss“ fassen. Armut, Arbeitslosigkeit, Mangel an Bildung (siehe auch oben), Obdachlosigkeit oder unsichere Wohnsituation stellen dabei einige der wichtigsten Einzelaspekte dar. In der US-Public Health-Forschung findet sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen ökonomischer und sozialer Deprivation und Konsumverhalten, wobei finanzielle Armut, Wohnen in einem benachteiligten Viertel und Zugehörigkeit zu einer ethnischen Minderheit die – für die USA – bedeutsamsten Risikofaktoren darstellen (vgl. Broekman 2000). Aber auch eine Reihe von europäischen Studien findet deutliche Zusammenhänge zwischen sozio-ökonomischen Status und Suchtverhalten. In schwedischen Studien (Stenbacka et al. 1992, Stenbacka 2000) zeigte sich der sozio-ökonomische Hintergrund (niedriges Familieneinkommen, „poor social background“) als ein sehr relevanter Faktor bezüglich problematischer Konsummuster. Ähnliche Ergebnisse finden sich beispielsweise in der Schweiz (finanzielle Notlage der Familie bzw. niedriger sozialer Status der Eltern als Risikofaktor, Süß/Neuenschwander 1997 bzw. Klär 1997) und in Ungarn (Arbeitslosigkeit der Eltern und niedriger Bildungsstatus, Veress 2000). Bei der Erhebung von Farke (siehe oben) war die Arbeitslosenrate der Eltern nicht besonders hoch, allerdings fand sich bei 21 Prozent eine schlechte finanzielle Situation der Familie und zwölf Prozent der Jugendlichen hatten keinen festen Wohnsitz. In einer in Liverpool im Rahmen eines Gemeindeprojekts durchgeführten Erhebung beurteilten die Befragten – im Einklang mit der oben ausgeführten „Anomie-Theorie“ (vgl. Kap. 3.2) – den ökonomischen Niedergang und den damit

einhergehenden sozialen Ausschluss als ausschlaggebende Gründe für die im Wohnviertel entstandenen Drogenprobleme (Todhunter 2001).

Als weiterer relevanter „Risikofaktor“, der aber speziell gelagert ist, muss **Delinquenz** berücksichtigt werden. Eine ganze Reihe von Studien stellt deutliche Zusammenhänge zwischen allgemein delinquenten Verhaltensweisen und Drogenmissbrauch fest (vgl. Farke 1999, Stenbacka 2000, Winters et al. 1999, Bui et al. 2000). Jugendliche mit problematischen Konsummustern weisen sehr häufig Erfahrungen mit Polizei und Justiz auf, wobei die Straffälligkeit zunächst häufig nicht im Zusammenhang mit dem Drogenkonsum steht. Es wird aber gerade am Beispiel der Delinquenz das Problem der oft sehr unklaren Ursache-Wirkungs-Beziehungen deutlich. Bei sehr vielen angeführten Faktoren ist unsicher, ob sie in Hinblick auf Drogenprobleme als auslösend, begleitend oder durch das Konsumverhalten verursacht anzusehen sind. So können beispielsweise Schulprobleme oder Delinquenz zu problematischen Konsummustern führen, aber auch durch diese verursacht sein. Es stellt sich auch die Frage, ob einzelne Faktoren nicht eher ein „vermittelnder“ als der eigentliche Risikofaktor sind – so gibt es beispielsweise deutliche Zusammenhänge zwischen Armut und innerfamiliären Risikofaktoren. Man muss daher in vielen Fällen von komplexen Wechselbeziehungen mit gegenseitiger Verstärkung ausgehen. Allerdings stellt auch dies für die Präventionsarbeit relevante Anhaltspunkte dar. Zudem wird von sehr vielen Autoren generell darauf verwiesen, dass die Entstehung von Drogen- und Suchtproblemen meist nicht durch einzelne Faktoren, sondern durch die Kumulation verschiedenster Faktoren bzw. Probleme verursacht ist.

Unter letztem Gesichtspunkt muss auch noch eine weitere relevante Zielgruppe berücksichtigt werden: **Migranten** (Jugendliche aus Zuwandererfamilien, Asylanten, etc.) sind insofern als „suchtgefährdet“ zu betrachten, als in diesen Gruppen häufig eine Kumulation von Risikofaktoren bzw. Problemlagen gegeben ist. Gassmann (2000) weist darauf hin, dass die konkreten Lebensbedingungen von verschiedenen Gruppen von Migranten unter Berücksichtigung sozialer, kultureller, sprachlicher, politischer, religiöser, etc. Aspekte erhebliche Unterschiede aufweisen, wobei insbesondere auch der Aufenthaltsstatus von Bedeutung ist. Untersuchungen in Deutschland zeigen aber eine generell eher prekäre Lage: Migranten weisen massive Bildungsrückstände auf, sind stärker von Arbeitslosigkeit und öfter und länger von Einkommensarmut betroffen, leben oft in mangelnden Wohnverhältnissen. Die Wahrscheinlichkeit von psychischen Erkrankungen wächst mit Dauer des Aufenthalts und die Lebenssituation ist mehrheitlich von außergewöhnlichen Belastungen gekennzeichnet. Weiters berichten viele Jugendliche aus Zuwandererfamilien über manifeste Diskriminierungserfahrungen (Gassmann 2000). Zu vergleichbaren Ergebnissen kam eine Wiener Erhebung bei Jugendlichen an einem Wiener „Szene-Ort“ (AG SCHOP 1999), wo auch Drogen eine wichtige Rolle spielten. Die Jugendlichen aus Zuwanderer-Familien befanden sich durchwegs in einer sehr prekären sozialen Lage. Mehr als die Hälfte der insgesamt 40 Befragten gab an, arbeitslos zu sein bzw. nur „Gelegenheitsjobs“ nachzugehen. Ein Teil der Jugendlichen hat weiters einen unsicheren Aufenthaltsstatus, der auch den Zugang zum Arbeitsmarkt erschwerte, und fast alle Jugendlichen hatten bereits Erfahrungen mit der Justiz. Aus diesen Daten kann geschlossen werden, dass obwohl Migration oder ethnische Zugehörigkeit für sich keinen Risikofaktor darstellen, diese Gruppe auf Grund ihrer sozialen Lage jedoch als gefährdet anzusehen ist. *Allenfalls spräche einige Wahrscheinlichkeit für die Gleichsetzung des Gefährdungspotentials einer Mehrheit von ArbeitsmigrantInnen und ihren Nachkommen*

sowie von AsylbewerberInnen und de-facto Flüchtlingen mit demjenigen anderer sozial stark benachteiligter gesellschaftlicher Gruppen (Gassmann 2000, S. 234).

Interessant ist weiters noch, dass die Kumulation von Problemlagen und Risikofaktoren nicht nur für die Entstehung sondern auch für den Verlauf des problematischen Konsums von großer Bedeutung ist. Klär (1997) stellte bei einer lebenslaufanalytischen Untersuchung von Schweizer Heroinabhängigen fest, dass die Gruppe mit bevorzugten Sozialisationsbedingungen geringe soziale Desintegration, gesundheitliche Folgen und Involvierung in repressive Kontrolle aufwies. Personen aus Multiproblemfamilien fanden sich hingegen vor allem in der Gruppe mit einer „Verelendungskarriere“.

Die bisherige Darstellung war in erster Linie auf Risikofaktoren konzentriert. In der Literatur wird aber darauf verwiesen, dass spezifisches Suchtverhalten nur aus einem Zusammenspiel von Risikofaktoren (Defiziten, Problemlagen) einerseits und Schutzfaktoren (Ressourcen, Kompetenzen) andererseits erklärt werden kann. Verfügbare „Ressourcen“ (wie soziale und emotionale Unterstützung, Rückgriff auf soziale Netzwerke, soziale und kognitive Fähigkeiten, etc.) können Risikofaktoren wettmachen. So zeigte sich beispielsweise in einer schwedischen Studie (Stenbacka 2000), dass Personen mit multiplen Risikofaktoren und mehreren Kompetenzfaktoren ein deutlich geringeres Risiko haben als Personen ohne Kompetenzfaktoren. Daraus lassen sich weitere wichtige Anforderungen an die Präventionsarbeit ableiten.

3.4 Anforderungen an die Präventionsarbeit

Aus der Darstellung relevanter Einflussfaktoren bezüglich problematischen Konsums und Suchtgefährdung folgt die Frage, was getan werden kann, um auf Basis dieses Wissens der Entwicklung von Drogen- und Suchtproblemen auf gesellschaftlicher wie individueller Ebene entgegenzuwirken. In der Literatur sind eine Reihe von diesbezüglichen Anforderungen an die Präventionsarbeit definiert.

Viele Autoren verweisen darauf, dass die Angebote für – potentiell – suchtgefährdete Jugendliche bisher quantitativ wie qualitativ unzureichend sind (u. a. Farke 1999, Farke et al. 1998). Es wird ausgeführt, dass sich Angebote sowohl allgemein in der Jugendarbeit als auch spezifisch in der Präventionsarbeit häufig an „unproblematische“ Jugendliche wenden, während Jugendliche mit Verhaltensauffälligkeiten häufig ausgeschlossen sind bzw. werden (vgl. Alte-Teigeler et al. 1997). Zum einen stellt die Schule weiterhin das relevanteste Setting für präventive Maßnahmen dar, suchtgefährdete Jugendliche können aber kaum über die Schule erreicht werden (vgl. Kap. 3.3). Zum anderen stellen gewisse soziale Probleme und Auffälligkeiten (Drogen, Delinquenz, etc.) bei vielen Jugendeinrichtungen (z. B. Jugendzentren, betreute Wohngemeinschaften, etc.) einen expliziten Ausschlussgrund dar. Weiters werden teilweise die bestehenden Angebote von den betroffenen Jugendlichen nicht in Anspruch genommen, da diese nicht auf die spezifischen Bedürfnisse abgestimmt sind und die Vertrauensbasis fehlt (vgl. Farke et al. 1998).

Gefordert wird daher die Entwicklung von zielgruppengerechten, lebensweltorientierten und lebensphasenadäquaten Angeboten für Jugendliche (vgl. ausführlicher dazu auch Kap. 4), die auch den jeweiligen Konsumstatus mitberücksichtigen (Freitag et al. 1999). Besondere Bedeutung wird dem Erreichen von spezifischen Risikogruppen sowie der frühzeitigen Identi-

fikation suchtgefährdeter Jugendlicher zugemessen. Erforderlich ist dafür ein gutes Konzept zur Suchtprävention bei Jugendlichen, die durch Primärprävention nicht mehr und von Tertiärprävention noch nicht erreicht werden. Wobei methodisch keine wesentlichen Unterschiede zwischen Primär- und Sekundärprävention gesehen werden, und eine zu strikte Trennung zwischen den beiden bezüglich der spezifischen Zielgruppe als nicht zielführend anzusehen ist. Zentral sind im jeden Fall Aktivitäten zur Verbesserung der Lebensbewältigungskompetenzen der Jugendlichen, Angebote zur Erhöhung der drogenbezogenen Kompetenzen der erwachsenen Bezugspersonen und gemeindebezogene Maßnahmen zur Stabilisierung der sozialen Netzwerke. Bei bereits drogenkonsumierenden Jugendlichen sollte dies um Drogen-erziehung zur Erweiterung von drogenspezifischen Kenntnissen und Fähigkeiten ergänzt werden. Bei dieser Gruppe wird weiters ein akzeptierender Ansatz als notwendig in Hinblick auf die Glaubwürdigkeit der Präventionsmaßnahmen und die Entwicklung der erforderlichen Vertrauensbasis erachtet – das heißt, dass anerkannt werden muss, dass Drogenkonsum auch ein Mittel zu Genuss-erzeugung, Neugierbefriedigung, Erwachsenendemonstration und Integration ist (Schmidt 1999b, Springer/Uhl 2001).

Die Umsetzung entsprechender Maßnahmen sollte schwerpunktmäßig im Bereich der Jugendarbeit erfolgen. Die Schule ist als Setting hingegen nur sehr eingeschränkt geeignet, da die spezifische Zielgruppe dort kaum erreicht werden kann (vgl. Kap. 3.3). Vorgeschlagen wird eine Kooperation verschiedenster Bereiche, wie „Drogenhilfe“, Freizeiteinrichtungen, Polizei, Gerichte, Schule, Betriebe, etc., wobei aber die Koordinationsfunktion bei der Jugendhilfe liegen sollte (Freitag et al. 1999, Farke et al. 1998). Erforderlich sind dazu funktionierende Kooperations- und Vernetzungsmodelle zwischen verschiedenen Sektoren und Leistungsanbietern, um tragfähige Unterstützungsangebote für suchtgefährdete Jugendliche sicherzustellen. In der Jugendarbeit selbst sollten vermehrt integrative Konzepte umgesetzt werden, um die derzeit bestehende Trennung zwischen sozialpädagogischen Freizeitangeboten einerseits und Erziehungshilfe für Jugendliche mit Entwicklungsdefiziten andererseits aufzulösen (Alte-Teigeler et al. 1997). Dazu sollte zunehmend drogenspezifische Kompetenz im Bereich der Jugendarbeit zur Verfügung gestellt werden – z. B. durch entsprechend geschulte Sozialarbeiter, die in Jugendzentren arbeiten (Farke et al. 1998).

Gefordert wird weiters ein verstärkter Einbezug der Betroffenen in die Planung und Umsetzung von jugendspezifischen Präventionsmaßnahmen, insbesondere auch bei benachteiligten Gruppen (Broekman 2000, Todhunter 2001). Partizipation bietet Möglichkeiten zur Sicherstellung der stärkeren gesellschaftlichen Interessensberücksichtigung von sozial benachteiligten Gruppen und wird somit auch im Sinne des „youth development and empowerment“ wirksam. Dieser neue Präventionsansatz versucht, Jugendliche als Ressourcen und Wert statt als Probleme für die Gesellschaft zu sehen und insbesondere die strukturellen und sozialen Chancen zu verbessern (Kim et al. 1998). Eine Vernachlässigung der Einbindung von Jugendlichen hat hingegen problematische Folgen – so ergaben auch Erhebungen in Österreich, dass die Jugendlichen einen fehlenden Einfluss auf die Gestaltung ihres Lebensraums beklagen (VIVA/Streetwork 1998) und teilweise keine anderen Freizeitmöglichkeiten als sich „sinnlos zu betrinken“ sehen (Dax et al. 2001). Gefordert wird daher die Mitbestimmung von (sozial benachteiligten) Jugendlichen bei der Gestaltung von Prävention, Wohn- und Freizeitanlagen, beispielsweise durch die Schaffung von kommunalen Kinder- und Jugendparlamenten (vgl. Broekman 2000).

Besondere Bedeutung zur Erreichung von suchtgefährdeten Jugendlichen wird aufsuchenden und stadtteilbezogenen Angeboten beigemessen. Positive Erfahrungen mit entsprechenden Ansätzen konnten beispielsweise im Rahmen der Pilotprojekte „Suchtvorbeugung in Trofaiach“ (vgl. Posch 2000) sowie „Sekundäre Suchtprävention bei Jugendlichen im Urbanbereich“ (vgl. EDDRA) gemacht werden. Präventionsprogramme in benachteiligten Stadtvierteln haben zudem den großen Vorteil, dass die problematische Selektierung der spezifischen Zielgruppe wegfällt (Broekman 2000, Alte-Teigeler et al. 1997) und damit eine „Stigmatisierung“ von „Problemjugendlichen“, vor der gewarnt wird (Eisenbach-Stangl 2000, Berger 2000), vermieden werden kann. Insbesondere in Hinblick auf die sozialen Risikofaktoren kommt weiters sozialpolitischen Maßnahmen eine große Bedeutung zu. Dies schließt unter anderem die Schaffung von Ausbildungs- und Arbeitsstellen, Förderung von Jugendlichen aus sozial schwachen Familien oder mit geringer Schulbildung, Unterstützung von kinderreichen – und damit armutsgefährdeten – Familien und die Verbesserung der Situation von Alleinerziehenden durch günstige ganztägige Kinderbetreuungsplätze, flexible und ausreichend honorierte Beschäftigungsmöglichkeiten, etc. ein (Broekman 2000).

Ein Vielzahl dieser Maßnahme könnte insbesondere auch Migranten als spezifischer Zielgruppe zukommen. Darüber hinaus sollten Maßnahmen für diese Gruppe(n) auch eine politische Strategie der Prävention mit dem Versuch, gesellschaftspolitischen, sozio-ökonomischen und rechtlichen Benachteiligungen entgegenzuwirken, beinhalten. In der spezifischen Präventionsarbeit bei jugendlichen Migrantinnen und Migranten sollte weiters auf muttersprachliche und kultursensitive Angebote geachtet werden. Erforderlich ist auch vertiefende Forschung, da das präventionsrelevante Wissen über spezifische Aspekte – wie beispielsweise die Gestaltung von Generations- und Rollenkonflikten, die ungleiche Akkulturation von Familiengenerationen oder kulturell differierende Deutungsmuster süchtigen Verhaltens, etc. – bisher nur ungenügend vorhanden ist (vgl. Gassmann 2000). Auch hier ist wieder darauf zu achten, dass Präventionsmaßnahmen integrierend wirken und Diskriminierung und Stigmatisierung vermieden wird.

Eine weitere spezifische Zielgruppe sind straffällige Jugendliche. Trotz des bekannt hohen Zusammenhangs von Delinquenz und Drogenproblemen gibt es bisher nur wenige Angebote, die sich unmittelbar an Jugendliche, die bei Polizei oder Justiz auffällig geworden sind, richten. Sehr relevant wären vor allem auch Maßnahmen für straffällige Jugendliche, die sich in Untersuchungshaft oder Strafvollzug befinden (vgl. Berger 2000).

Zusammenfassend kann auf Basis der verfügbaren Literatur festgehalten werden, dass im Bereich der Präventionsmaßnahmen für suchtgefährdete Jugendliche insbesondere die Jugendarbeit gefordert ist, da jugendpolitischen Maßnahmen eine zentrale Rolle und dem Bereich eine wichtige Koordinationsfunktion zukommt. Wichtig ist dabei die Entwicklung von „integrierten“ Angeboten, die eine Stigmatisierung und Diskriminierung von „problematischen“ und „suchtgefährdeten“ Jugendlichen vermeiden. Weiters sollte der in der Jugendarbeit derzeit noch häufig gegebene Ausschluss von drogenkonsumierenden Jugendlichen vermieden werden. Zielführend ist hingegen die Bereitstellung spezifischer Kompetenzen, sodass in der Jugendarbeit selbst besser mit Drogenproblemen und generell „schwierigen“ Jugendlichen umgegangen werden kann.

4 Ergebnisse der Interviews

Die Expertinnen und Experten streichen übereinstimmend hervor, dass eine Auseinandersetzung mit Drogen zum Entwicklungsschritt des Erwachsenwerdens dazu gehört und der Suche nach passenden Einstellungen, Verhaltensweisen und sozialen Rollen im schulischen bzw. beruflichen Alltag, in der Freizeit, in Familie und Freundeskreis dient. Das Experimentieren mit legalen sowie häufig auch mit illegalen Drogen kommt in allen sozialen Schichten vor. Die Motivation, mit Drogen zu experimentieren, liegt einerseits zielorientiert darin, möglichst schnell und einfach eine gewünschte Stimmung (fun) zu erreichen, oder andererseits defizitorientiert einen bestimmten als Mangel erlebten Zustand auszugleichen. Probierkonsum kann im Jugendalter sehr unterschiedlich von gelegentlichem und rituellem Cannabiskonsum in der Gruppe bis hin zu vermehrterem und intensiverem Drogenmissbrauch und Mischkonsum verlaufen. Im Erwachsenenalter reduziert die überwiegende Mehrheit der ehemals jugendlichen Drogenkonsumentinnen und Drogenkonsumenten ihren Konsum signifikant. Mehrere Fachleute weisen darauf hin, dass selbst viele Jugendliche mit exzessivem Drogenkonsum nach einer gewissen Zeit ihren Konsum stark einschränken oder beenden.

4.1 Lebenswelt und Problemlagen suchtgefährdeter Jugendlicher

Bei einer relativ kleinen Gruppe von experimentierenden Jugendlichen entwickelt sich der Probierkonsum jedoch zu manifestem Suchtverhalten im Erwachsenenalter. Die Expertinnen und Experten beschreiben die Problemlagen suchtgefährdeter Jugendlicher analog zu den aus der Literatur bekannten Risiko- bzw. Schutzfaktoren (vgl. Kap. 3.3), die aus diesem Grund hier nicht wiederholt werden. Aus den praktischen Erfahrungen ergibt sich jedoch eine ergänzende Perspektive, die im Folgenden dargestellt wird und als größter gemeinsamer Nenner der Interviewpartnerinnen und -partner betrachtet werden kann.

Bestimmendes Thema suchtgefährdeter Jugendlicher ist eine innere und äußere Strukturlosigkeit, die sich in unterschiedlichen Ausprägungen wiederfindet. Hintergründe, Ausdruck und Folgen dieser Struktur-, Orientierungs- und Perspektivenlosigkeit lassen sich sowohl auf der familiären Ebene als auch auf der sozialen Ebene der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen aufzeigen.

Familiäre Strukturen

Die familiäre Situation suchtgefährdeter Jugendlicher ist in vielen Fällen entweder durch ein Übermaß oder durch einen Mangel an Struktur und Zuwendung gekennzeichnet. Diese Beschreibungsmerkmale von Struktur und Zuwendung treten in Familien in zweifacher Hinsicht zu Tage. Auf der Handlungsebene dienen Tagesroutine, klare Verantwortlichkeiten, konkrete Unterstützungsangebote usw. dazu, den familiären Alltag des Kindes zu überschaubaren und absehbaren Ereignissen zu strukturieren. Auf der Beziehungsebene, die die Qualität der familiären Interaktionen charakterisiert, ist emotionale Verfügbarkeit, Sicherheit, Verlässlichkeit, Zuwendung usw. der Bezugspersonen von maßgeblicher Bedeutung. Ein zusätzlicher und wichtiger Aspekt der Form und Qualität der „Familienstruktur“ ist auch die Festlegung

bzw. Einhaltung von Grenzen, die dem Alter und der Persönlichkeit des Jugendlichen entsprechen. In vielen Fällen werden Grenzen entweder zu rigid oder nur unklar bzw. nicht gesetzt, und Grenzüberschreitungen der Kinder führen im einen Fall zu extremen und im anderen Fall zu keinerlei Konsequenzen.

Für ein Gesamtverständnis der Familiensituation müssen Struktur und Zuwendung auf beiden Interaktionsebenen betrachtet werden. Kennzeichnende Kriterien der äußeren Familienstrukturen (wie broken home) reichen daher für sich genommen nicht aus, um Risikofaktoren zu erkennen. Folglich erachten die Expertinnen und Experten in Übereinstimmung mit der Literatur „broken home“ nur im Fall von länger auftretenden Irritationen auf der Beziehungsebene (z. B. emotionaler Zerrissenheit der Kinder zwischen den Elternteilen) als Risikofaktor. Anhand dieses Beispiels wird deutlich, wie die beiden Interaktionsebenen verflochten sind.

Beide Ebenen tragen dazu bei, dass Kinder und Jugendliche den Umgang mit alltäglichen (sozialen) Situationen oder spezifischen Problemen erlernen können oder eben nur relativ wenig Strategien zur Verfügung haben. Allgemein gesagt fehlen suchtgefährdeten Jugendlichen Leitbilder und Bezugspersonen, an denen sie sich im Verlauf des Erwachsenwerdens orientieren könnten. Statt Vertrauen und Unterstützung von Erwachsenen erleben Jugendliche häufig Misstrauen und Abwertung (auch im gesellschaftlichen Kontext).

Die familiären Strukturen suchtgefährdeter Jugendlicher skizzieren die Expertinnen und Experten wiederholt durch folgende polare Familienverhältnisse:

- Jugendliche aus **rigiden, autoritären Familienverhältnissen** haben einen starken Drang nach Autonomie. Sie mussten sich an die engen Ver- und Gebotsgrenzen der Eltern halten (Handlungsebene) oder sich an deren Erwartungen anpassen (Beziehungsebene). Eigene Wünsche, Bedürfnisse, Fähigkeiten, Rhythmen konnten sie nie entwickeln oder ins Leben umsetzen, da sie ständig einer fremden Struktur oder einem einengenden Fremdbild entsprechen mussten. Als Jugendliche revoltieren sie durch den Drogenkonsum gegen das enge Korsett einer aufgezwungenen Struktur.
- Jugendliche aus **instabilen, strukturlosen Familienverhältnissen** hingegen haben die Klarheit von haltgebenden Strukturen sowie Schutz und Geborgenheit von verlässlichen Bezugspersonen nicht erlebt. Ihre Eltern bieten keine Strukturen und Grenzen bzw. fordern keine Konsequenzen ein. Die Bezugspersonen sind emotional oder real abwesend. Bei den Jugendlichen ist daher der Wunsch nach beständigen Bezugspersonen oder Zugehörigkeit zu einer Bezugsgruppe prägend. Die Drogenszene wird häufig zur Ersatzfamilie der Jugendlichen.

Solcherart charakterisierbare familiäre Ausgangslagen sind in allen sozialen Schichten anzutreffen. Es fällt jedoch auf, dass suchtgefährdete Jugendliche aus sozial schlechter gestellten Familien durch mangelnde familiäre Ressourcen und gesellschaftliche Rahmenbedingungen früher auffällig werden. Interessant ist jedoch, dass der zunehmenden Problematik der „Wohlstandsverwahrlosung“ von den Fachleuten große Bedeutung beigemessen wird. In diesem Fall wurden den Jugendlichen im Kindes- und Jugendalter die meisten materiellen Wünsche erfüllt, aber seitens der Eltern kaum ein regulierendes Maß, Werte oder eine orientierende Beziehung angeboten. Wohlstandsverwahrloste Jugendliche sind konsumorientiert: Stimmungen und Wünschen begegnen sie mit einer passiven Konsumhaltung. Drogenkon-

sum unterscheidet sich lediglich im Mittel, nicht im Weg zum gewünschten Ziel der guten Stimmung. Daher ist der Schritt zum Drogenkonsum klein.

Suchtgefährdete Jugendliche haben keinen adäquaten Umgang mit Frustrationen erlernt. Nur wenig ausgeprägte Selbstwirksamkeitserwartungen und ein niedriges Selbstwertgefühl gehören oft zu ihren Charakteristika. Sie tendieren daher verstärkt zu Vermeidungsstrategien und können folglich keine positiven Erfahrungen, Selbstbestätigung oder Einflussmöglichkeit finden. Das Gefühl der Orientierungs-, Perspektiven- und somit der Nutzlosigkeit ist vorherrschend.

Soziale Rahmenbedingungen

Diese Orientierungs- und Perspektivlosigkeit resultiert nach Meinung der Expertinnen und Experten zum einen Teil aus den beschriebenen fehlenden Strukturen des individuellen familiären Hintergrundes. Zum zweiten Teil mangelt es an strukturgebenden sozialen Rahmenbedingungen für Jugendliche.

Jugendlichen fehlen häufig Orientierungshilfen und Ressourcen in ihrer ohnehin in alle Richtungen offenen Lebensphase. Daher können sie in den zentralen Lebensbereichen Ausbildung/Arbeit, Wohnen und Freizeit häufig keine Perspektiven entwickeln.

Ausbildung/Arbeit: Jugendliche sind häufig zu wenig auf Entscheidungen, Anforderungen und Probleme des Alltags vorbereitet. Der Grund liegt darin, dass weder die Eltern noch die Schule ihre Verantwortung wahrnehmen und diese Vorbereitung übernehmen. Die Eltern verlassen sich auf den Bildungsauftrag der Schule. Diese wiederum fordert immer mehr kognitives Wissen, wodurch der Leistungsdruck auf Jugendliche enorm ansteigt. Gleichzeitig bietet die Schule jedoch nur geringe Unterstützung für die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben im Jugendalter an. Jugendliche haben kaum Möglichkeiten, ihre Stärken und Ressourcen kennen zu lernen, soziale Kompetenzen, Selbstständigkeit und Umgang mit Problemen zu entwickeln und somit Entscheidungen für ihr zukünftiges Berufsleben auch treffen zu können. Vielfach gestaltet sich die Suche nach einer adäquaten Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeit schwierig. Oft entscheidet nicht der individuelle Berufswunsch sondern das Vorhandensein einer gerade offenen Ausbildungsstelle über den Eintritt in eine bestimmte Berufssparte. Unzufriedenheit mit Arbeit und Ausbildung ist die Folge. Häufig sind auch die Arbeitsbedingungen schlecht und der (legale) Drogenkonsum gehört in manchen Berufssparten zum Arbeitsalltag (bspw. Baustellenarbeit). Betriebe sprechen im Fall des Bekanntwerdens von illegalem Drogenkonsum schnell die Kündigung aus, wodurch bei Lehrlingen die Gefahr, aus dem Ausbildungsnetz zu fallen, größer erscheint, als bei Jugendlichen im schulischen Bereich. Drop outs haben wie beschrieben eine besonders hohe Suchtgefährdung, da sie durch den Abbruch der Schule oder des Dienstverhältnisses eine äußere Struktur verlieren und sich nutzlos fühlen.

Wohnen: Besonders wenn die Familienbeziehungen schon seit vielen Jahren schlecht waren, kommt es im Verlauf der Pubertät des öfteren zum Weglaufen oder einem Rauschmiss aus dem Elternhaus. Die Lage obdachloser Jugendlicher ist besonders prekär. Erstens verschlechtert sich die Situation suchtgefährdeter Jugendlicher nach einem endgültigen Abbruch der Beziehung zu den Eltern meistens maßgeblich. Und zweitens finden Jugendliche kaum adäquate Wohnangebote vor, da sie mittellos und mit der Situation überfordert sind.

Freizeit: Attraktive und strukturierende Angebote werden auch im Freizeitbereich von Jugendlichen benötigt. Während „problemlosen“ Jugendlichen viele Freizeitmöglichkeiten offen stehen, werden drogenkonsumierende, „problematische“ Jugendliche je nach Einrichtung mehr oder weniger strikt den Hausregeln entsprechend ausgeschlossen. Als vorrangiger Aufenthaltsort bleibt den Jugendlichen damit der öffentliche Raum, wobei sie selbst hier häufig unerwünscht scheinen. Durch das Zusammentreffen von verschiedenen Faktoren gibt es also kaum (öffentliche) Plätze und Räume, in denen sich auffällig gewordene Jugendliche ungestört aufhalten können. Im Zusammenhang mit dem Ausschluss von jugendspezifischen Einrichtungen stehen suchtgefährdeten Jugendlichen die kostenlosen Freizeitangebote dieser Einrichtungen nicht mehr zur Verfügung, und kostenpflichtige Aktivitäten können sich die Jugendlichen vielfach nicht leisten. Nach Meinung der Experten und Expertinnen werden die Drogen somit häufig zu einem „Abenteuer- und Erlebnisersatz“, der gleichzeitig der passiven Konsumorientierung vieler (suchtgefährdeter) Jugendlicher entspricht. Der passive Freizeitkonsums der Jugendlichen ist gleichzeitig nicht sehr förderlich in Hinblick auf die Entwicklung von suchtpreventiven Lebenskompetenzen und „Ressourcen“ (vgl. Kap. 4.3).

Strukturierende Angebote in den Bereichen Ausbildung/Arbeit, Wohnen und Freizeit sind vor allem auch in Hinsicht auf den Verlauf des Probiertkonsums wesentlich, der bereits sehr früh beginnen kann. Wie bereits erwähnt, führt selbst Drogenmissbrauch im Jugendalter nicht zwangsläufig zu einer manifesten Suchtproblematik im Erwachsenenalter. Ein „Herauswachsen“ aus dem Probiertkonsum wird von vielen Faktoren beeinflusst: In dieser Zeit wirkt sich der Verlust von Strukturen und eine Erschütterung der eigenen Stabilität – beispielsweise Schulabbruch oder Verlust des Arbeitsplatzes – meist konsumsteigernd aus. Auch Kontakte mit Exekutive und Justiz zeigen häufig diese Wirkung. Nach Erfahrungswerten der Fachleute bringen drogenbezogene Konflikte mit dem Gesetz die Gefahr der Stigmatisierung mit sich, die Jugendliche in ihren Entwicklungsmöglichkeiten einschränkt. Somit verstärkt sich häufig das Zugehörigkeitsgefühl zur Drogenszene, und ein „Herauswachsen“ aus dem Experimentieren ist erschwert. In diesem Sinne ist die Kriminalisierung des Drogenkonsums im Jugendalter ein gesellschaftlich generierter Risikofaktor. Sichere äußere Strukturen in den Lebensbereichen Ausbildung/Arbeit, Wohnen und Freizeit hingegen sind protektive Faktoren für suchtgefährdete Jugendliche. Experten und Expertinnen beobachten immer wieder, dass sich der Drogenkonsum reduziert, wenn äußere Lebensbedingungen wieder strukturierter werden (bspw. durch einen festen Wohnsitz).

Geschlechtsspezifische Aspekte

Die Fachleute nannten trotz Nachfrage in den Interviews nur wenige geschlechtsspezifische Aspekte der Lebenssituation suchtgefährdeter Jugendlicher, betonten in diesem Zusammenhang aber die Notwendigkeit geschlechtsspezifischer Forschung.

Der Drogenkonsum scheint bei den jugendlichen Mädchen mit Autoaggressivität verbunden. Bei suchtgefährdeten Mädchen, die im weiteren Verlauf Substanzmissbrauch entwickeln, sind Missbrauchserfahrungen sehr häufig und ist oft ein mangelndes Körperbewusstsein festzustellen. Bei diesen jugendlichen Mädchen wird die Tendenz beobachtet, das Elternhaus früh zu verlassen und sich bald an einen Partner zu binden. Jugendliche Burschen verwenden Drogen vielfach, um mit sozialen Situationen und ihren Gefühlen besser zurecht zu kommen.

Migrantinnen und Migranten sowie Jugendliche der zweiten bzw. dritten Generation

Über diese spezielle Zielgruppe ist aus der Expertise der Fachleute eher wenig bekannt. Grundlagenforschung wäre daher für diese Gruppe speziell wünschenswert. In den Interviews wird die Suchtgefährdung auch in Bezug auf jugendliche Migrantinnen und Migranten sowie Jugendliche der zweiten und dritten Generation unter dem Gesichtspunkt der Struktur- und Orientierungslosigkeit erörtert. Diese Zielgruppe ist in verstärktem Ausmass einer Strukturlosigkeit ausgesetzt (auch im Sinne einer Kumulation von Problemlagen, vgl. Kap. 3.3): die tradierten Strukturen der Herkunftskultur halten nicht mehr, sie müssen gleichzeitig die Anforderungen der österreichischen sowie der Herkunftskultur erfüllen und sind dadurch häufig in einer kulturellen Kluft. Verschärfte Generations- und Identitätskonflikte sind die Folge. Viele jugendliche Migrantinnen und Migranten sowie Jugendliche der zweiten und dritten Generation suchen ihre Identität im materiellen Wohlstand, der jedoch durch die sozioökonomische Benachteiligung nur erschwert erreicht werden kann. Soziale Anerkennung ist vor allem für viele männliche Jugendliche ein Ideal, das jedoch im Kontrast mit der Realität der Diskriminierungserfahrungen steht. Hinzu kommt, dass viele Jugendliche in der Schule wenig gefördert werden und ihre Schulausbildung frühzeitig abbrechen, um zur finanziellen Absicherung der Familie beizutragen. Jugendliche aus Migrationsfamilien müssen also häufig früher „Erwachsenenrollen“ übernehmen, wodurch sich ihre beruflichen Chancen weiter reduzieren. Zusammenfassend scheinen jugendliche Migrantinnen und Migranten sowie Jugendliche der zweiten und dritten Generation aus traditionellen Strukturen herauszufallen, ohne gleichzeitig Halt in neuen kulturellen oder sozialen Strukturen zu finden.

Manche Jugendlichen versuchen, aus dieser Situation durch den Drogenkonsum auszubrechen, der jedoch im sozialen Umfeld einen Tabubruch darstellt und auch die Gefahr von drohenden rechtlichen Konsequenzen (z. B. Verlust der Aufenthaltserlaubnis) mit sich bringt. Insgesamt wird der Drogenkonsum daher so lange wie möglich geheim gehalten, u. a. auch aus Angst vor einem durch die Familie bestimmten Zwangsentzug im Herkunftsland.

Die bestehenden drogenspezifischen Angebote werden von Drogenkonsumentinnen und -konsumenten dieser Zielgruppe derzeit kaum genutzt. Die Ursachen dafür lassen sich nach den Erfahrungen der Fachleute möglicherweise in schlechten Erfahrungen dieser Zielgruppe mit Behörden, dem belastenden gesetzlichen Rahmen sowie kulturellen Unterschieden im Umgang mit dem Drogenkonsum finden. Bei dieser speziellen Zielgruppe findet sich also gleichzeitig eine Kumulation von Risikofaktoren und ein Mangel an adäquaten, kultur- und sprachsensitiven Angeboten (vgl. Kap. 4.2).

4.2 Präventionsmaßnahmen – Defizite und Bedarf

Im Einklang mit den Ergebnissen der Literaturanalyse (vgl. Kap. 3.4) waren sich alle beteiligten Expertinnen und Experten einig, dass die bestehenden Angebote der Jugend- und Drogenhilfe hinsichtlich suchtgefährdeter Jugendlicher quantitativ und qualitativ nicht ausreichend sind, bzw. es kaum Angebote gibt, die speziell auf suchtgefährdete Jugendliche ausgerichtet sind.

Es gibt zwischen den bestehenden Angeboten der Jugend- und Drogenhilfe große Versorgungslücken, wodurch im Bedarfsfall oft keine geeignete Einrichtung gefunden wird und somit keine kontinuierliche Betreuung stattfinden kann. Dies betrifft die ganze Spannweite von

Primär- zu Tertiärprävention wie z. B. Wohnmöglichkeiten für suchtgefährdete Jugendliche, niederschwellige ambulante Angebote, aber auch Entzugsbetten in adäquaten Abteilungen. Viele Einrichtungen der Drogenhilfe sind außerdem in der Gestaltung ihrer Angebote häufig nicht auf Jugendliche abgestimmt und werden daher von diesen auch nicht angenommen. Weiters wurde betont, dass niederschwellige Einrichtungen, die auf Erwachsene ausgerichtet sind, keine geeigneten Aufenthaltsorte für suchtgefährdete Jugendliche darstellen, da sie hier in den Kontakt mit der erwachsenen Drogenszene kommen und dies meist eine Verschlechterung ihrer Situation zur Folge hat. Ein weiteres Problem ist das Fehlen von Therapeutinnen und Therapeuten, die sich auf Gewalterfahrungen, sexuellen Missbrauch und Drogenkonsum spezialisiert und einen jugendadäquaten Zugang haben. Davon abgesehen ist es meist äußerst schwierig, die Finanzierung einer von suchtgefährdeten Jugendlichen benötigten Therapie zu sichern.

In Bezug auf die Frage, welche Form von (ergänzenden) Angeboten benötigt wird, um diese bestehenden Defizite abzubauen, gab es verschiedene Positionen. Als genereller Konsens kann aber festgehalten werden, dass in präventiver Hinsicht der Ausbau der Jugendarbeit bzw. Jugendhilfe der Schaffung spezifischer Angebote im Bereich der Drogenhilfe vorgezogen wird. Dieser Forderung liegt die von allen Experten bestätigte Tatsache zugrunde, dass der Konsum von legalen und illegalen Drogen zum Jugendalter dazu gehört, also fast alle Jugendlichen mit Drogen experimentieren (vgl. Kap. 3.1 und 4). Es wird daher gefordert, dass Drogenkonsum kein Ausschlussgrund für diverse Einrichtungen der Jugendarbeit mehr sein sollte (vgl. Kap. 3.4). Ein Ausschluss führt zu einer Stigmatisierung der Jugendlichen, die aus Sicht der Experten auf jeden Fall verhindert werden muss, da sie die Gesamtsituation der Jugendlichen verschlechtert (vgl. Kap. 3.4). Die Jugendarbeit sollte daher zu einem „integrativen Ansatz“ übergehen (vgl. Kap. 5).

In diesem Zusammenhang wird von den Experten darauf hingewiesen, dass die Integration suchtgefährdeter Jugendlicher in einem Spannungsfeld zwischen der Verhinderung der Etikettierung von suchtgefährdeten Jugendlichen einerseits und der Problematik, dass konsumierende Jugendliche die Konsumbereitschaft anderer Jugendlicher fördern könnten, andererseits steht. Integrative Angebote benötigen daher auf jeden Fall zusätzliche Ressourcen und Kompetenzen.

Von den befragten Expertinnen und Experten wurde vielfach problematisiert, dass sich derzeit Einrichtungen der (professionellen) Jugendarbeit nicht mehr zuständig fühlen, sobald ein Drogenproblem auftaucht. Dabei wird meist übersehen, dass das Drogenproblem nur eines von vielen Problemen ist, die in der Folge untergehen und nicht gelöst werden. Die Gründe für diese Reaktionen sind einerseits die Illegalität der Drogen und damit verbundene Rechtsunsicherheiten bzw. rechtliche Grenzen von Seiten der Einrichtungen, andererseits fehlende Kompetenzen und Informationen verbunden mit einer großen Angst vor dem Thema Drogen. Dazu kommt, dass suchtgefährdete Jugendliche meist ein schwieriges Klientel sind, das sehr erfahrene Beraterinnen und Berater und spezielle Arbeitskonzepte erfordert. In der Praxis ist Jugendarbeit jedoch meist ein Einstiegsberuf mit hoher Fluktuation und geringem Reflexionsniveau. Aus diesen Gründen wären gute Einschulungen durch erfahrene Teammitglieder, generell eine Sensibilisierung für die Früherkennung von suchtgefährdeten Jugendlichen, Qualitätssicherung durch Fortbildungen zum Thema Suchtprävention, entsprechende Supervisionen sowie eine Vernetzung mit anderen Einrichtungen (vgl. Kap. 4.4 und 5) nötig. Verbunden mit Projektbegleitungen und Teambesprechungen können Kompetenzen vermittelt und

gemeinsame Handlungsanleitungen erarbeitet werden. Dies könnte zu einer Identifizierung der Jugendarbeit mit dem Thema Suchtprävention beitragen. Letzteres wäre im Bereich der verbandlichen Jugendarbeit sinnvoll und hilfreich.

Der integrative Ansatz ist auch in Bezug auf spezifische Risikogruppen wichtig, wie beispielsweise obdachlose Jugendliche, Kinder drogenabhängiger Eltern, Kinder und Jugendliche aus Heimen oder Problemwohngebieten, Lehrlinge, jugendliche Arbeiterinnen und Arbeiter sowie arbeitslose Jugendliche. Diese Gruppen benötigen spezifische Angebote, allerdings sollten diese nicht auf die Drogenproblematik ausgerichtet werden, sondern auf die jeweilige spezifische Situation (Wohnungslosigkeit, Arbeitslosigkeit, etc.) dieser Jugendlichen eingehen. Konkrete Vorschläge bezogen sich z. B. auf die Schaffung von betreuten Wohnmöglichkeiten (wie z. B. Chill out in Innsbruck), die Vermittlung von Kompetenzen für den Umgang mit drogenkonsumierenden Jugendlichen bei den Ausbildnern in Lehrbetrieben bzw. dem Lehrpersonal in Berufsschulen und AMS-Kursen (vgl. Kap. 4.1) oder die Schaffung von Anlaufstellen für die Betreuung spezifischer Gruppen von Jugendlichen.

Es gibt jedoch auch spezifische Gruppen, für die neue Angebote im Bereich der Drogenhilfe nötig wären. Dazu gehören einerseits „sehr schwierige“ Jugendliche, die sich an keine Grenzen halten können und daher aus allen Einrichtungen ausgeschlossen werden. Diese Jugendlichen können meist auch keine höherschwellige Hilfe in Anspruch nehmen und würden eigene niederschwellige Einrichtungen, ähnlich dem Ganslwirt in Wien, benötigen. Andererseits betrifft dies Migrantinnen und Migranten, für die drogenspezifische Angebote notwendig wären, die auf die kulturell bedingten unterschiedlichen Rollen- und Familienverständnisse, die Einstellung zu Drogen sowie die Sprache Rücksicht nehmen.

4.3 Erreichbarkeit der Jugendlichen

Generell wird von allen Experten festgestellt, dass suchtgefährdete Jugendliche kaum identifiziert werden können, ein frühzeitiges Erkennen der Problematik für den Erfolg der Präventionsarbeit aber besonders wichtig wäre (vgl. Kap. 3.4). Darüber hinaus haben Jugendliche meist ein mangelhaftes Problembewusstsein und definieren sich selbst nicht als suchtgefährdet oder gar als süchtig. Präventions- und Informationsangebote, die darauf keine Rücksicht nehmen, werden daher von Jugendlichen nicht angenommen. Die Frage nach der Erreichbarkeit der suchtgefährdeten Jugendlichen hat daher eine große Bedeutung.

Die Familie, die einen wichtigen Bezugspunkt für Jugendliche darstellt, sollte mehr objektive Informationen und Unterstützung erhalten, um die bestehenden Unsicherheiten und Ängste im Zusammenhang mit Drogenkonsum zu verringern und ihr bei konkreten Anlässen Hilfestellungen zu bieten. Im Bereich der Elternarbeit bestehen derzeit jedoch sehr große Versorgungslücken. Besonders wichtig wären hier Angebote, die jene Eltern ansprechen, die sonst nicht interessiert, aufgeschlossen und motiviert sind. Diese Unterstützung könnte zu einer Früherkennung von suchtgefährdeten Jugendlichen und entsprechender frühzeitiger Hilfe beitragen. Aber auch das Wiederherstellen einer Gesprächsebene innerhalb der Familie ist ein wichtiger Aspekt sowohl primär- wie auch sekundärpräventiver Arbeit.

Die Schule spielt vor allem in der Primärprävention eine wichtige Rolle. Hier gibt es etliche Angebote, die jedoch meist in Gymnasien, etc. Anwendung finden, aber auch auf Haupt- und Berufsschulen ausgedehnt werden müssten. Generell wäre eine verstärkte Sensibilisierung

der Lehrerinnen und Lehrer durch Fortbildungen zum Thema Suchtprävention notwendig. Ziel wäre es, die Früherkennung von suchtgefährdeten Jugendlichen ohne gleichzeitiges Dramatisieren der Situation zu fördern sowie gemeinsame Handlungsanleitungen für den Anlassfall zu entwickeln, wie es im Rahmen des Programms „Step by Step“ bereits versucht wird. Den Beratungseinrichtungen der Drogenhilfe fehlen jedoch die Ressourcen, um entsprechende Fortbildungen in einem größeren Ausmaß durchzuführen und die daraus entstehenden Beratungsbedürfnisse der Lehrerinnen und Lehrer abzudecken.

Zusätzlich wurde von den Experten betont, dass im Sinne von Primär- und Sekundärprävention in der Schule verstärkt die individuellen und sozialen Kompetenzen der Jugendlichen sowie deren Selbstständigkeit gefördert und Informationen über Problembewältigungsmöglichkeiten gegeben werden sollten. Soziales Lernen, Bewegung, Kreativität usw. sollten nicht nur im Rahmen von speziellen Präventionsprojekten Thema sein, sondern auch im Alltag der Schule. Derzeit werden jedoch gerade in diesem Bereich die Möglichkeiten stark eingeschränkt. Diese Forderung nach einer Förderung der Lebensbewältigungskompetenzen in der Schule findet sich auch in der Literatur (vgl. Kap. 3.4).

Da viele suchtgefährdete Jugendliche über Familien und Ausbildung nicht mehr erreicht werden können, sind aber vor allem in der außerschulischen Jugendarbeit Ansätze notwendig, die die Jugendlichen dort ansprechen, wo sie sich zusammenfinden. Das sind einerseits Jugendzentren oder andere Jugendeinrichtungen, in denen suchtgefährdete Jugendliche z. B. durch eine regelmäßig stattfindende, mobile Drogenberatung – ähnlich der First Love-Beratung – erreicht werden könnten. Andererseits können Jugendliche, die bereits aus dem sozialen Netz herausgefallen sind, häufig nur durch aufsuchende, niederschwellige Jugendarbeit (z. B. Back on Stage, Streetwork) erreicht werden. Die Bedeutung der aufsuchenden Jugendarbeit wurde von den Expertinnen und Experten sehr betont (auch in der Literatur, vgl. Kap. 3.4) und eine Ausweitung dieser Angebote gefordert. In diesem Zusammenhang wurde immer wieder auf das erfolgreiche, szeneadäquate Projekt ChEckiT! hingewiesen, das auf allgemeinen Wunsch hin verstärkt eingesetzt werden sollte. Von den befragten Experten wurde jedoch auch kritisiert, dass in der Praxis nach der Identifikation von suchtgefährdeten Jugendlichen und dem Aufbau von Kontakten zu diesen die entsprechenden Beratungs- bzw. Therapieeinrichtungen keine Ressourcen haben, um die Jugendlichen weiter zu betreuen.

Unabhängig von der Ausgangssituation stellen auch in der außerschulischen Jugendarbeit pädagogische Ansätze, die auf Kreativität, Bewegung und Erlebnis ausgerichtet sind (wie z. B. Erlebnispädagogik, Medienpädagogik) ein erfolgreiches Mittel dar, um Jugendliche zu erreichen. Sie sind der Konsumorientierung entgegengesetzt, da sie den Jugendlichen einerseits Freizeitaktivitäten nahebringen, die sie selber umsetzen können und die für sie finanzierbar sind. Andererseits können die Jugendlichen in diesem Rahmen ihre eigenen Grenzen erfahren, Gefühle ausleben und Genuss erleben. Solche Aktivitäten können daher eine Alternative zum Drogenkonsum darstellen, zu beachten ist allerdings, dass das Image dieser Angebote attraktiv sein muss. Diese pädagogischen Ansätze können daneben auch sehr viel zur Integration sowohl von suchtgefährdeten Jugendlichen als auch von Migrantinnen und Migranten beitragen. Im Rahmen der Interviews ist allerdings auch das Problem aufgetaucht, dass es oft nicht leicht ist, suchtgefährdete Jugendliche für solche Aktivitäten zu motivieren.

4.4 Spezifische Anforderungen an Präventionsarbeit

Wie bereits in Kapitel 3.4 dargelegt wurde, werden Angebote der Jugend- und Drogenhilfe, die nicht auf die spezifischen Bedürfnisse der (suchtgefährdeten) Jugendlichen abgestimmt sind, von diesen nicht angenommen. Im Folgenden werden daher die spezifischen Anforderungen beschrieben, die bei Präventionsmaßnahmen für suchtgefährdete Jugendliche beachtet werden sollten.

Da davon ausgegangen wird, dass sehr viele Jugendlichen mit Drogen experimentieren, ist eine akzeptierende Grundhaltung essentiell, um Vertrauen und Glaubwürdigkeit zu gewinnen (vgl. Kap. 3.4). Ein akzeptierender Ansatz ist aber nicht mit einer Laissez-faire-Haltung gleichzusetzen. Aufgrund des problematischen Mangels an „Struktur“ (vgl. Kap. 4.1) ist es besonders wichtig, dass gleichzeitig klare Grenzen vorgelebt und geboten werden. Die Jugendlichen sollten möglichst objektive, zielgruppengerechte Informationen über die verschiedenen Drogen, ihre Wirkungen und die Folgen ihres Drogenkonsums erhalten. In diesem Zusammenhang wurde von den Experten darauf hingewiesen, dass es kaum jugendadäquate und szenespezifische Informationen zu Substanzen und ihren Wirkungen gibt. Als positive Beispiele konnten nur das Projekt ChEck it! und ein Pillenratgeber aus Deutschland genannt werden.

Um die vorhandenen Defizite abzubauen (vgl. Kap. 4.1), ist für eine erfolgreiche Arbeit mit Jugendlichen weiters das Angebot einer konstanten Beziehung und der Aufbau einer Vertrauensbasis notwendig. Die Bezugspersonen sollen den Jugendlichen als Vorbilder und Identifikationsfiguren dienen, müssen die Jugendlichen ernst nehmen und als Partner für sie fungieren. Wichtige Aspekte sind dabei die Entkoppelung der Beziehungsarbeit vom Drogen-thema und die Drogenkompetenz der Bezugspersonen.

Durch Partizipation von Jugendlichen bereits in der Planungsphase von Projekten/Einrichtungen kann die Akzeptanz erhöht werden (siehe auch Kap. 3.4). So wurde im Rahmen einer Innsbrucker Studie festgestellt, dass Jugendliche genaue Vorstellungen davon haben, wie z. B. ein Jugendzentrum bzw. eine Drogenberatung aussehen sollte. Generell wünschen sie sich eher „Gesamtpakete“, das heißt ein Jugendzentrum, in dem diverse Beratungs- und Freizeitangebote nebeneinander existieren. Weitere sinnvolle Möglichkeiten der Partizipation wären der Einsatz der peer group bzw. der Expertise von Jugendlichen, die es geschafft haben, aus einer kritischen Lebenslage herauszukommen bzw. aus dem Drogenkonsum ausgestiegen sind. Dabei wäre jedoch eine spezielle Betreuung dieser Jugendlichen bzw. eine Supervision für die peer group notwendig.

Partizipation ist weiters im Rahmen von Bezirkspolitik gefragt, da Jugendliche auch in der Öffentlichkeit Räume benötigen, wo sie sich aufhalten und etwas gestalten können. Das gilt sowohl für Plätze im Freien als auch für Räume, die im Winter genutzt werden können (z. B. für Konzerte) und wo nichts konsumiert werden muss. Es fehlt aber auch an billigen Lokalen, billigen Kinos, etc., da viele Jugendliche kein bzw. sehr wenig Geld zur Verfügung haben. Die in der Literatur vorgeschlagene Partizipation von Jugendlichen in Form von Jugendparlamenten wurde von den Experten skeptisch beurteilt, da Jugendliche mit problematischer Lebenssituation in diesen meist nicht vertreten sind.

Die Erfahrungen haben gezeigt, dass die diversen Angebote männliche und weibliche Jugendliche unterschiedlich stark ansprechen, wobei die Gründe dafür meist unklar sind. Daraus folgt einerseits, dass geschlechtsspezifische Angebote notwendig sind, um möglichst viele Jugendliche in adäquater Form zu erreichen. Andererseits bedeutet das ein großes Wissensdefizit und daher einen Bedarf an entsprechender Grundlagenforschung (vgl. Kap. 4.1).

Im Laufe der Interviews – aber auch in der Literatur (vgl. Kap. 3.4) – wurde immer wieder betont, dass es im Rahmen der Präventionsarbeit mit suchtgefährdeten Jugendlichen vorrangig ist, zuerst stabile Verhältnisse zu schaffen und die Grundbedürfnisse der Jugendlichen abzudecken. Das bedeutet, dass Wohnprobleme und Mittellosigkeit gelöst und Perspektiven für die Zukunft eröffnet werden müssen. Dies schließt eine Unterstützung bei der Berufsfindung ein, z. B. durch Jobmöglichkeiten zum Ausprobieren bzw. beim Wiedereinstieg in eine Ausbildung. Im Rahmen dieses Prozesses wird der Drogenkonsum meist von selbst reduziert bzw. kann an diesem Thema gearbeitet werden.

Es wurde weiters darauf hingewiesen, dass für das Gelingen der Präventionsarbeit eine funktionierende Zusammenarbeit und ein Informationstransfer zwischen allen beteiligten Institutionen bzw. Einrichtungen notwendig ist, das heißt eine Vernetzung von Jugend- und Drogenarbeit, Therapieeinrichtungen, AMS, Schule, Sozialhilfe, Exekutive, Justiz, etc. (vgl. Kap. 3.4). Dies gilt im Besonderen für die Jugend- und Drogenarbeit, wo fließende Übergänge notwendig wären und durch gemeinsame Fortbildungen Kompetenzen, die im Drogenbereich für den Umgang mit Jugendlichen bzw. im Jugendbereich für den Umgang mit Drogen fehlen, gegenseitig vermittelt werden könnten. Eine bessere Vernetzung der beteiligten Einrichtungen würde dazu beitragen, dass in Anlassfällen die weitere Vorgangsweise gemeinsam abgeklärt und abgestimmt wird. Nach Auskunft der Experten scheint diese Kooperation auf lokaler bzw. regionaler Ebene teilweise sehr gut zu funktionieren, teilweise müsste aber ein Aufbau erst erfolgen. Dazu werden jedoch entsprechende Ressourcen benötigt. Die Koordinationsfunktion könnte einerseits von der Jugendarbeit übernommen werden (wie in der Literatur vorgeschlagen wird), andererseits wurde der Aufbau einer übergeordneten Struktur vorgeschlagen, die zusätzlich Öffentlichkeitsarbeit betreibt. Als besonders wichtig wurde in diesem Zusammenhang erachtet, dass es regionale Netzwerke geben muss, die auf aktuelle regionale Strömungen rasch reagieren können (vgl. Kap. 5).

5 Schlussfolgerungen und Empfehlungen

Sowohl aus der Literaturanalyse (vgl. Kap. 3) als auch aus den Experteninterviews (vgl. Kap. 4) ergeben sich ähnliche Aussagen in Hinblick auf spezifische Aspekte und Problemlagen, die bei suchtgefährdeten bzw. bereits drogenmissbrauchenden Jugendlichen auffallen und daher als (mögliche) Risikofaktoren bezeichnet werden können. Auf der einen Seite finden sich sowohl auf psychischer (traumatische Erfahrungen, Ko-Morbidität, etc.) als auch sozialer (negatives Familien- oder Schulklima, „drop out“, etc.) und gesellschaftlicher Ebene (sozio-ökonomische Deprivation, sozialer Ausschluss, etc.) Faktoren, die zur Entstehung von problematischen Konsummustern bzw. Suchtverhalten beitragen können (vgl. Kap. 3.3). Zum anderen kann als gemeinsame Klammer über die verschiedensten Bereiche der Aspekt der Strukturlosigkeit sowie ein Mangel an Orientierung, positiven Bindungen sowie Perspektiven als Risikofaktor identifiziert werden (vgl. Kap. 4.1).

Es wird dabei aber ausdrücklich auf einige Einschränkungen verwiesen. Zum einen sind meist nicht einzelne Faktoren ausschlaggebend, sondern die Kumulation von Problemlagen (Risikofaktoren) bei gleichzeitigem Mangel an Kompetenzen und Ressourcen (Schutzfaktoren). Zum anderen müssen falsche „Umkehrschlüsse“ vermieden werden: so finden sich beispielsweise unter Jugendlichen mit problematischen Konsummustern häufig Schulabbrecher, aber bei weitem nicht alle Schulabbrecher entwickeln Drogenprobleme.

Für die Präventionsarbeit folgt daraus zunächst, dass die Bedeutung primärpräventiver Maßnahmen, die auf eine Stärkung und Förderung der Lebenskompetenzen abzielen, unbestritten ist. Frühzeitige und vor allem langfristige Präventionsarbeit kann die Entwicklung von Schutzfaktoren unterstützen und damit einen wesentlichen Beitrag zur Verhinderung von Suchtentstehung leisten. Allerdings werden besonders gefährdete Gruppen mit primärpräventiven Maßnahmen häufig nur beschränkt erreicht. Außerdem kann primärpräventive Arbeit nie bei allen Personen erfolgreich sein, daher braucht es ergänzend Angebote, die sich – unter anderem im Sinne einer Frühintervention – spezifisch (auch) an Jugendliche mit bereits bestehenden (drogenspezifischen und/oder anderen) Problemen richten. Wobei generell zu berücksichtigen ist, dass bei Jugendlichen die Grenzen zwischen Primär- und Sekundärprävention oft verschwimmen, da davon auszugehen ist, dass sich in den meisten Gruppen gleichzeitig Jugendliche mit und ohne Konsumerfahrungen mit (illegalen) Drogen finden.

Adäquate Angebote für suchtgefährdete Jugendliche sind bisher sowohl quantitativ als auch qualitativ nur unzureichend bis kaum vorhanden. Drogenkonsumierende Jugendliche werden oft aus jugendspezifischen Einrichtungen ausgeschlossen. Zugleich sind die Drogeneinrichtungen häufig nicht auf die Bedürfnisse der Jugendlichen ausgerichtet. In – auf erwachsene Drogenabhängige ausgerichteten – niederschweligen Einrichtungen wird zudem die Nähe zur Drogenszene eher verstärkt, was bei Jugendlichen zu einer Verschlechterung der Problematik führen kann. Diese Einrichtungen sind daher für Jugendliche nicht geeignet, werden aber auf Grund des bestehenden Mangels an Alternativen dennoch genutzt.

Aus diesen Schlussfolgerungen lassen sich einige Empfehlungen für (jugendpolitische) Maßnahmen in Hinblick auf die Drogen- bzw. Suchtproblematik bei Jugendlichen ableiten, die

auch im Einklang mit den Ergebnissen der Literaturanalyse und Experteninterviews stehen und beim „Round Table“ bestätigt wurden.

Die wichtigste Empfehlung ist, dass ausgehend vom „Grundsatz der Integration“ den bestehenden Defiziten mit der **Schaffung von „integrativen“ Angeboten** im Bereich der (außerschulischen) Jugendarbeit entgegengewirkt werden soll. Vorrangiges Ziel dabei ist es, dass Jugendliche in erster Linie als „Jugendliche“ mit einem Bündel an unterschiedlichsten lebensalterspezifischen wie individuellen Aspekten und Lebensbedingungen (sowie teilweise Problemlagen) wahrgenommen werden und nicht isoliert in Hinblick auf einen (allfälligen) Drogenkonsum. Damit soll auch eine Stigmatisierung von experimentierenden Jugendlichen verhindert werden. Den Jugendlichen soll ermöglicht werden, dass sie in ihrer (jugend)spezifischen Lebenswelt die erforderliche Unterstützung sowie ihre Bezugspersonen und peer group finden (können). Dies erfordert, dass die Jugendarbeit die Auseinandersetzung mit dem Thema Drogen und Sucht aufnimmt und einen geeigneten Umgang damit findet, statt – wie derzeit noch oft der Fall – experimentierende Jugendliche auszuschließen.

Die Schaffung von drogenspezifischen Angeboten für (bestimmte Gruppen von) Jugendlichen wird daher als generelle Strategie von den Fachleuten eher abgelehnt. Spezifische Angebote sollten sich eher an der Unterstützung in bestimmten sozialen Situationen bzw. Räumen orientieren (z. B. Wohnangebote für obdachlose Jugendliche, spezifische Fördermaßnahmen in Problemwohngebieten, etc.) und somit die Etikettierung als „Drogeneinrichtung“ vermeiden.

Aus dem Grundsatz der Integration ergibt sich, dass der Jugendarbeit eine zentrale Rolle und Koordinationsfunktion in Hinblick auf präventions- wie drogenspezifische Maßnahmen bei Jugendlichen zukommt. Dies bezieht sich in erster Linie auf die „professionelle“ Jugendarbeit, da eine solche Aufgabe die Möglichkeiten der ehrenamtlichen Jugendarbeit übersteigt. Da der verbandlichen Jugendarbeit aber vor allem in ländlichen Gebieten eine wichtige Rolle zukommt, gleichzeitig aber große Defizite in Hinblick auf drogenspezifisches wie suchtpreventives Wissen bestehen, kommt der Förderung spezifischer Kompetenz in der verbandlichen Jugendarbeit ebenfalls große Bedeutung zu.

Doch auch in Hinblick auf die professionelle Jugendarbeit müssen die erforderlichen Strukturen und Rahmenbedingungen durch Kompetenzförderung und Wissenstransfer sowie durch Vernetzung geschaffen werden.

Jugend- und Drogenarbeit brauchen den wechselseitigen Wissenstransfer in der Arbeit mit (suchtgefährdeten) Jugendlichen. Dies könnte beispielsweise durch gegenseitige und gemeinsame Fortbildungen, durch die fachliche Begleitung im Anlassfall (Beratung und „Supervision“ durch Drogenfachleute bei Drogenproblemen in Jugendeinrichtungen, etc.) sowie durch die Verfügbarkeit einer drogenspezifisch geschulten Ansprechperson in den Jugendeinrichtungen gefördert werden.

Damit die (professionelle) Jugendarbeit eine zentrale Rolle übernehmen kann, braucht sie die Kooperation und Unterstützung der verschiedenen Fachleute und Bereiche. Ziel ist es nicht, dass die Jugendarbeit über alle Kompetenzen verfügt und alle Aufgaben wahrnimmt, sondern dass sie der zentrale Bezugspunkt für die Jugendlichen bleibt. Die Vernetzung zwischen den verschiedenen jugendrelevanten Bereichen und Institutionen (Jugendarbeit, Schule, Exekutive, Jugendpsychiatrie, Jugendwohlfahrt, Justiz, Arbeitsplatz usw.) ist daher

notwendig. In Bezug auf jugendliche Migrantinnen und Migranten sowie Jugendliche der zweiten und dritten Generation ist weiters auch die Vernetzung von migrationspezifischen, jugendspezifischen und drogenspezifischen Angeboten sowie der Wissenstransfer zwischen den jeweiligen Einrichtungen erforderlich. Damit diese breite Vernetzung funktionieren kann, muss die Koordinationsfunktion klar definiert werden:

Auf struktureller Ebene bedarf es einer unabhängigen „Koordinationsstelle“, die alle relevanten Partner in einem Netzwerk identifiziert, kontaktiert und ins Netzwerk einbindet sowie unter Einbindung aller Akteure (verbindliche) Kooperationsmodelle schafft, institutionalisiert und aufrecht erhält. Bezüglich der besten Wahl für eine solche Institution gibt es nach Ansicht der Fachleute keine pauschale Lösung. Wichtig wäre es, in einem ersten Schritt bestehende Netzwerke und Strukturen zu erfassen, um Überschneidungen zu vermeiden und Synergien zu nutzen. Eine betraute Stelle muss aber jedenfalls über ausreichende Ressourcen und Anerkennung verfügen. Im Idealfall könnte diese Institution auch damit befasst sein, regionale Trends möglichst früh zu erfassen und erforderliche Maßnahmen zu initiieren sowie im Sinne eines „Lobbying“ jugendspezifische Anliegen in der Öffentlichkeit zu vertreten (siehe verstärkte Öffentlichkeitsarbeit).

Auf fallbezogener Ebene sollte die professionelle Jugendarbeit die Clearing-, Beziehungs- sowie Organisationsarbeit mit den Jugendlichen leisten, indem sie die notwendigen spezialisierten Stellen (z. B. Drogeneinrichtung, Jugendpsychiatrie, Jugendamt, etc.) einbindet und gleichzeitig als zentrale Bezugs- sowie fallweise auch Begleitperson (z. B. zu Polizei, Gericht) zur Verfügung steht. Dazu muss die Kooperations- und Unterstützungsbereitschaft der spezialisierten Angebote gesichert sein, was eine steigende Bereitschaft zur Befassung und Auseinandersetzung mit suchtgefährdeten Jugendlichen erfordert, die derzeit nicht immer gegeben ist. So wird beispielsweise von den Fachleuten problematisiert, dass sich viele Einrichtungen/Institutionen (z. B. Jugendamt, Jugendpsychiatrie, betreute Wohnangebote) für drogenkonsumierende bzw. -missbrauchende Jugendliche nicht zuständig fühlen und die Verantwortung abgeben, sobald das Drogenproblem bekannt wird.

In Hinblick auf konkrete **Präventionsmaßnahmen** bei Jugendlichen sollten darüber hinaus Modelle der routinemäßigen Kooperation zwischen Jugend- und Drogenarbeit etabliert werden. Bereits existierende Beispiele dafür sind mobile Berater, die in regelmäßigen Abständen Jugendeinrichtungen aufsuchen, und die Mitarbeit von mobilen Jugendarbeitern bei aufsuchender Drogenarbeit auf Raves. Aufsuchenden Angeboten kommt generell eine besondere Bedeutung zu, da sie die Chance auf Erreichbarkeit von besonders gefährdeten Gruppen deutlich erhöhen. Bei der Umsetzung bzw. Gestaltung spezifischer Angebote sollten weiters eine Reihe von Anforderungen (wie akzeptierender Ansatz, Lebensweltorientierung bzw. Szeneadäquanz, Partizipation, Erlebnisorientierung, etc.; vgl. dazu ausführlich Kap. 4.4), die auf Basis der verfügbaren Erfahrungen als wesentlich für den Erfolg von Präventionsmaßnahmen bei Jugendlichen betrachtet werden müssen, berücksichtigt werden. Bei allen Maßnahmen ist darauf Bedacht zu nehmen, dass die Zielsetzungen nur mit langfristigen und kontinuierlichen Angeboten erreicht werden können und punktuelle Aktivitäten wenig sinnvoll sind.

Im Zusammenhang mit Präventionsmaßnahmen muss darüber hinaus natürlich auch Augenmerk auf die **makrostrukturellen Rahmenbedingungen** der Lebenssituation von Ju-

gendlichen sowie der jugendpolitischen Maßnahmen in diesem Bereich gelegt werden. Auch in diesem Zusammenhang gibt es eine Reihe von Empfehlungen.

Schaffung von „Räumen“ für Jugendliche: Jugendliche brauchen – physische wie symbolische – „Räume“, in denen sie den Bedürfnissen ihrer Altersgruppe und Lebensphase entsprechend leben können. Dies beinhaltet einerseits die Schaffung bzw. Bereitstellung von Räumen (auch im öffentlichen Bereich, Parks, etc.), in denen sich Jugendliche aufhalten können und die den spezifischen Bedürfnissen angepasst sind. In Bezug auf die „symbolischen“ Räume ist eine Anerkennung des Jugendalters als Zeit zum Experimentieren und Erproben von Nöten. In diesem Zusammenhang wären u. a. größere „Freiräume“ in den Bereichen Schule und Beruf (siehe auch unten) aber auch in der Freizeit erforderlich.

Verbesserung der Lebensperspektiven und -chancen von Jugendlichen: Verbesserte Angebote zur Ausbildung sowie zur beruflichen Integration stellen insbesondere für Jugendliche mit schwierigen Lebensbedingungen relevante Maßnahmen dar. Bei diesen Angeboten ist besonderes Augenmerk auf die spezifischen Bedürfnisse und Anforderungen der Jugendlichen zu legen (vgl. auch „Räume“). So wurde beispielsweise vorgeschlagen, seitens des AMS Jugendlichen das Erproben verschiedenster Berufe in Form von mehrmonatigen geförderten Orientierungs- und Schnupperpraktika zu ermöglichen. Maßnahmen zur Verbesserung der Ausbildung und beruflichen Integration sollten sich insbesondere auch an Migrantinnen und Migranten richten. In Bezug auf diese Zielgruppe stellt auch die Legalisierung des Aufenthaltsstatus eine wichtige Maßnahmen zur Verbesserung der Lebensperspektiven und -chancen und damit der Prävention dar. Weiters sollte versucht werden, der Diskriminierung diese Gruppe von Jugendlichen entgegenzuwirken. Diskriminierungserfahrungen erschweren den Alltag in Bezug auf alle Lebensbereiche (Wohnen, Bildung, Beruf, Freizeit, usw.) und verstärken eine Perspektivenlosigkeit der Jugendlichen.

Verstärkte Öffentlichkeitsarbeit: Das Thema „Drogen“ wird meist mit sehr viel „Hysterie“ und „Dramatisierung“ behandelt, was sowohl allgemein (z. B. Befassung mit Drogenthematik im Jugendzentrum, etc.) als auch in spezifischen Fällen (z. B. drogenkonsumierende Jugendliche) einen „nüchternen“ Umgang mit dem Thema sehr schwierig macht. Eine verstärkte Öffentlichkeitsarbeit in Hinblick auf eine „Entmythologisierung“ des Themas und die Förderung des allgemeinen Wissensstands zu Drogen könnte dem entgegenwirken. Ziel wäre der Abbau von Ängsten und die Steigerung der Kompetenzen vor allem auch bei Eltern und Multiplikatoren, um die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit dem Thema sowie einen rationaleren Umgang damit zu fördern. In diesem Zusammenhang könnten auch Sensibilisierungskampagnen, die eng mit vor Ort durchgeführten Aktivitäten gekoppelt sind, sinnvoll sein. Allerdings muss sichergestellt werden, dass ausreichende Ressourcen bzw. Kapazitäten vorhanden sind, um den daraus resultierenden Bedarf an vertiefender fachlicher Information oder Beratung zu entsprechen.

Bereitstellung der erforderlichen Ressourcen: Sinnvolle und vor allem kontinuierliche Maßnahmen in diesem Bereich können nur durch die Bereitstellung entsprechender Ressourcen (Geld, Personal, etc.) sichergestellt werden. Erforderlich ist insbesondere die langfristige Finanzierung der Angebote, damit die Kontinuität der Arbeit gewährleistet werden kann. Weiters ist eine Klärung der Zuständigkeiten in Politik und Verwaltung anzustreben (Jugend vs. Gesundheit vs. Soziales, etc.), da derzeit Förderanträge für spezifische Projekte und Maßnahmen oft noch zwischen verschiedenen Abteilungen hin- und hergeschickt werden,

Verstärkte Entkriminalisierung des Drogenkonsums: Viele Probleme von drogenkonsumierenden Jugendlichen werden erst durch die Kriminalisierung ausgelöst bzw. verstärkt. Eine weitergehende Entkriminalisierung des Drogenkonsums (bzw. des Besitzes von Drogen für den Eigenbedarf) würde daher eine sinnvolle Präventionsmaßnahme darstellen.

Förderung von Maßnahmen zur Qualitätssicherung: In Hinblick auf die Qualität der Angebote sind Maßnahmen in den Bereichen Aus- und Weiterbildung, Evaluation und Forschung notwendig. Auf Grund des Mangels an Evaluation fehlt heute beispielsweise oft das Wissen, warum bestimmte Programme „funktionieren“ und andere nicht. Weiters sollte sowohl die Grundlagenforschung (z. B. welche Funktion der Konsum bestimmter Drogen für Jugendliche hat) als auch die anwendungsorientierte Forschung (Bedarfsplanung, Erhebung der spezifischen Bedürfnisse und Anforderungen, etc.) größere Bedeutung bekommen. Besonderes Augenmerk sollte dabei auf der Untersuchung von geschlechts- und migrationspezifischen Aspekten liegen, da hier die Wissenslücken besonders groß sind.

In der Jugendarbeit stellt sich weiters das Problem, dass die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter häufig über wenig Berufspraxis verfügen und nur kurz im Bereich bleiben und daher langfristig verfügbares, erfahrenes und gut qualifiziertes Personal fehlt. Neben spezifischen Weiterbildungsmaßnahmen wären daher auch eine Verbesserung der beruflichen Perspektiven (Aufstiegsmöglichkeiten, Verdienst, etc.) sowie ein Aufwertung des Berufsbildes „Jugendarbeiter“ erforderlich. In Hinblick auf die Arbeit mit Migrantinnen und Migranten sollten weiters berufsspezifische Ausbildungsmöglichkeiten für Jugendarbeiter der zweiten und dritten Generation gefördert werden.

Viele der empfohlenen Maßnahmen – insbesondere im makrostrukturellen Bereich – sind bereits seit langem bekannt und auch aus Sicht der Expertinnen und Experten Forderungen, deren (baldige) Realisierung als wenig wahrscheinlich eingeschätzt wird. Dennoch müssen sie angeführt werden, da Präventionsmaßnahmen langfristig nur wirksam sein können, wenn auch auf Ebene der – gesellschaftlichen – Rahmenbedingungen Schritte in Richtung erforderlicher Veränderungen gesetzt werden. Seitens der Fachleute wird weiters darauf verwiesen, dass die Umsetzung der geforderten Maßnahmen auch in ökonomischer Hinsicht eine „Investition“ in die Zukunft darstellen. Wo es mit Präventionsmaßnahmen gelingt, „Drogenkarrieren“ bzw. die Entstehung von Suchterkrankungen zu verhindern, werden Folgekosten (Gesundheitsschäden, Kriminalität, etc.) im größeren Ausmaß vermieden.

BIBLIOGRAPHIE

- Adlaf, E. M. und Ivis, F. J. (1996). Structure and relations: the influence of family factors on adolescent substance use and delinquency. Journal of Child and Adolescent Substance Abuse. 1996, 5, (3), 1-19
- AG SCHOP (1999). Erhebung Schottenring. Die soziale, gesundheitliche und rechtliche Lage der Jugendlichen vorort. (unveröffentlichtes Manuskript)
- Alte-Teigeler A., Schmidt B., Hurrelmann, K. und (1997). Defizite in der Versorgung drogengefährdeter Jugendlicher – Ergebnisse einer Experte-, Nutzer- und Jugendbefragung. Gesundheitswesen 59 (1997), 640-648
- Berger, E. (2000): Umgang mit Jugendlichen Drogenkonsumenten – eine spezielle Randgruppe? Wiener Zeitschrift für Suchtforschung 3/4, 2000, 21-32
- Biederman, J. et al. (2000). Patterns of Alcohol and Drug Use in Adolescents can be predicted by Parental Substance Use Disorders. Pediatrics. 206 (4), 792-292
- Broekman, A. (2000). Präventive Sucht- und Drogenpolitik für von Armut betroffene Kinder und Jugendliche. Schmidt, B. und Hurrelmann, K. (Hg.). Präventive Sucht- und Drogenpolitik. Leske + Budrich. Opladen
- Bui, K. V., Ellickson, P. L. und Bell, R. M. (2000). Cross-lagged Relationships among Adolescent Problem Drug Use, Delinquent Behavior, and Emotional Stress. Journal of Drug Issues. 2000, 30 (2), 283-303
- Dax, Th., Machold, I. und Meisinger, Ch. (2001). Zukunftschancen von Jugendlichen in Mura. Analyse ihrer sozialen und wirtschaftlichen Situation. Bundesanstalt für Bergbauernfragen. Wien
- EDDRA-Datenbank (<http://www.reitox.emcdda.org:8008/eddra>). URBAN - Wien Gürtel Plus. Sekundäre Suchtprävention bei Jugendlichen im Urbansbereich (Drogenberatungsstelle Change, Wien).
- Eher, B. (2000). Praxis der Familientherapie im Rahmen der stationären Langzeittherapie. Grundsätze für die Einbeziehung der Familie in die Behandlung von Drogenabhängigen. Magazin Grüner Kreis, No. 34, (2) 2000, S.14f. Wien
- Eisenbach-Stangl, I. (2000). Jugendliche Drogenkonsumenten – Eine spezielle Problemgruppe? Wiener Zeitschrift für Suchtforschung 3/4, 2000, 17-19
- Farke, W., Hurrelmann, K. und Alte-Teigeler A. (1998). Die vergessene Klientel – suchtgefährdete Jugendliche. Prävention 1/1998, 18-21
- Farke, W. (1999). Die Situation suchtgefährdeter Jugendlicher – Ergebnisse einer Szene-Befragung. Freitag, M. und Hurrelmann, K. (Hg.). Illegale Alltagsdrogen. Cannabis, Ecstasy, Speed und LSD im Jugendalter. Juventa Verlag. Weinheim und München
- Freitag, M. und Hurrelmann, K. (Hrsg.) (1999). Illegale Alltagsdrogen. Cannabis, Ecstasy, Speed und LSD im Jugendalter. Juventa Verlag. Weinheim und München

- Freitag, M., Kähnert, H. und Hurrelmann, K. (1999). Gesundheits- und drogenpolitische Schlussfolgerungen für Familie, Schule und Gesellschaft. Freitag, M. und Hurrelmann, K. (Hg.). Illegale Alltagsdrogen. Cannabis, Ecstasy, Speed und LSD im Jugendalter. Juventa Verlag. Weinheim und München
- Frießenbichler, E. (1997). Ausstiegsverläufe und Ausstiegsfaktoren bei Drogenabhängigkeit. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Universität Wien
- Gassmann, R. (2000). Präventive Sucht- und Drogenpolitik für Migrantinnen und Migranten. Schmidt, B. und Hurrelmann, K. (Hg.). Präventive Sucht- und Drogenpolitik. Leske + Budrich. Opladen
- Hollweg, K. J. (2000). Rückfallprophylaxe und Umgang mit Rückfällen in der Arbeit mit drogenabhängigen und suchtgefährdeten Jugendlichen. Sucht 46 (4) 2000, 268-275
- Kim, S. et al. (1998). Toward a new paradigm in substance abuse and other problem behavior prevention for youth : youth development and empowerment approach. Journal of Drug Education. 1998, 28, (1), 1-17
- Klär, I. I. (1997): Drogenkarrieren in lebenslaufanalytischer Sicht. Homepage des Schweizer Bundesamtes für Gesundheit (<http://www.admin.ch/bag/sucht/forschev/x/resrch3.pdf>)
- Legl, T. (2000). Sucht – Verletzte Kindheit. Zur Situation suchtmittelabhängiger Frauen und ihrer Kinder in Europa – ein internationales Seminar in Wien. Magazin Grüner Kreis, No. 35, (3) 2000, S. 18 f. Wien
- Pirke, T. (1999): Berufliche Rehabilitation. Schule und Beruf in der Biographie Drogenabhängiger. Wiener Zeitschrift für Suchtforschung 3/1999, 17-22
- Posch, C. (2000). Pilotprojekt Trofaiach. Unveröffentlichte Diplomarbeit. KF Universität Graz
- Rihs-Middel, M. (1997). Überblick über die Forschungsergebnisse zu legalen und illegalen Drogen in der Schweiz: 1993 - 1996. Homepage des Schweizer Bundesamtes für Gesundheit (<http://www.admin.ch/bag/sucht/forschev/x/resrch3.pdf>)
- Risser, D., Bönsch, A., Schneider, B. (1996). Family Background of Drug-Related Deaths: A Descriptive Study Based on Interviews with Relatives of Deceased Drug Users. Journal of Forensic Sciences, 1996, 41, (6), 378-381
- Schmidt, B. (1999). Wie kommt es zum Konsum und Missbrauch von illegalen Substanzen. Freitag, M. und Hurrelmann, K. (Hg.). Illegale Alltagsdrogen. Cannabis, Ecstasy, Speed und LSD im Jugendalter. Juventa Verlag. Weinheim und München
- Schmidt, B. (1999b). Zielgruppenspezifische Sekundärprävention. Freitag, M. und Hurrelmann, K. (Hg.). Illegale Alltagsdrogen. Cannabis, Ecstasy, Speed und LSD im Jugendalter. Juventa Verlag. Weinheim und München
- Schmidt, B. und Hurrelmann, K. (Hrsg.) (2000). Präventive Sucht- und Drogenpolitik. Leske + Budrich. Opladen
- Springer, A. und Uhl, A. (Hg.) (2000). Illicit Drugs. Patterns of Use – Patterns of Response. Proceedings on the 10th Annual ESSD Conference on Drug Use and Drug Policy in Europe. Studienverlag Innsbruck

- Springer, A. und Uhl, A. (2001). Prävention in neuen Jugendkulturen und in verdeckten Drogenszenen. Perspektiven der Drogenarbeit und Drogenpolitik - Ein Lesebuch. Verein Wiener Sozialprojekte. Wien
- Stenbacka, M., Allebeck, P., Romelsjö, A. (1992). Do cannabis drug abusers differ from intravenous drug abusers? The role of social and behavioural risk factors. *British Journal of Addiction*. 1992, 87, 259-266
- Stenbacka, M. (2000). The role of competence factors in reducing the future risk of drug use among young Swedish men. *Addiction*. 95 (10), 1573-1581
- Süss, D. und Neuenschwander, M. P. (1997): Jugendliche Ausbildungsabbrecher und selbstgefährdendes Verhalten. Homepage des Schweizer Bundesamtes für Gesundheit (<http://www.admin.ch/bag/sucht/forschev/x/resrch3.pdf>)
- Todhunter, C. (2001). Subversion, Domination and Good Faith: Drugs Prevention and Urban Regeneration Partnerships. *QED Network Journal*. Last update: 27 March 2001
- Uhl, A. (2001). Schutzfaktoren und Risikofaktoren in der Suchtprophylaxe. Röhrle, B., Sommer, G. (Hg.). Prävention und Gesundheitsförderung. Band 2. DGVT: Tübingen (in Druck)
- Veress, K. (2000). Drug Use Among Young Detainees in Hungary. Springer, A. und Uhl, A. (Hg.). Illicit Drugs. Patterns of Use – Patterns of Response. Proceedings on the 10th Annual ESSD Conference on Drug Use and Drug Policy in Europe. Studienverlag Innsbruck
- VIVA/Streetwork (1998). Klagenfurt – Deine Traumstadt? Ein Streetwork-Projekt im Rahmen der Suchtprävention. Bundesanstalt für Bergbauernfragen. Klagenfurt
- Winters, K. C. et al. (1999). Examining psychosocial correlates of drug involvement among drug clinic-referred youth. Journal of Child and Adolescent Substance Abuse. 1999, 9, (1), 1-17
- Zeitlin, H. (2000). Drug Use and young people: why is co-morbidity research so important. Editorial. *Addiction*. 95 (11), 1619-1620

ANHANG

Verzeichnis der interviewten Institutionen bzw. Personen

Back on Stage (Wien): Memis Muadin, Oliver Steingötter

Chill out (Innsbruck): Michael Kirchner, Sabine Trummer

Circle (Wels): Franz Schiermayr

DIALOG (Wien): Tina Deutenhauser, Doris Nowak-Schuh, Beate Tomas, Erik Zika

Grüner Kreis - Jugendhaus Frankenau (NÖ): Doris Eichhorn, Heinz Kühlschweiger, Christian Woborny

Jugendzentrum 16 (Wien): Anita Jahrmann, Angelika Weibold

Jugendzentrum Z6 (Innsbruck): Hermann Larcher, Christian Lill (Drogenberatung), Axel Bet-
erle (Streetwork)

Mobile Jugendarbeit (Mödling): Max Foissner

Point (Linz): Maren Popig, Claus Veitl

Streetwork (Wels): Volker Chmel-Gregora, Michael Kurz

Therapiestation Lukasfeld (Vorarlberg): Franz Riedl

Verein Wiener Sozialprojekte - ChEckiT! (Wien): Sophie Lachout

Verein Wiener Sozialprojekte - Sozialmedizinische Drogenberatungsstelle Ganslwirt (Wien):
Margit Putre (Tageszentrum), Elisabeth Tanzmeister (Ambulatorium)

Waggon (Mödling): Robert Bachinger

Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Round Table

Alexander Bernadis, Nordrand - Mobile Jugendarbeit St. Pölten

Daniela Cohnen, MA13 - Koordinationsstelle für MASTA (Wien)

Kurt Fellöcker, Gesundheitsforum NÖ - Fachstelle für Suchtprävention

Doris Novak-Schuh, DIALOG (Wien)

Margit Putre, Verein Wiener Sozialprojekte - Sozialmedizinische Drogenberatungsstelle
Ganslwirt

Ilse Schrammel, Drogenberatung des Landes Steiermark

Wolfgang Zeyringer, VIVID - Fachstelle für Suchtprävention Steiermark

Michaela Zimmermann, MA13 - Koordinationsstelle für MASTA (Wien)